

# Editorial

Sabine Hödl

Das alte Sprichwort „Kleider machen Leute“ drückt ein historisches Faktum aus: Durch Kleidung wird Identität und Zugehörigkeit sichtbar, aber diese lässt sich umgekehrt durch Kleidung erzeugen und dadurch auch vortäuschen oder sogar verändern. Grundsätzlich hat Kleidung unterschiedlichste Funktionen, sie wärmt, sie bedeckt Blöße, schützt, ist Merkmal einer Gruppe oder ermöglicht, als Individuum in einer Gruppe gleichsam zu „verschwinden“; sie wird freiwillig gewählt oder aufgezwungen. Diese Aspekte untersucht die vorliegende Ausgabe quer durch die Jahrhunderte in Bezug auf Kleidung von Jüdinnen und Juden.

Anhand mittelalterlicher bildlicher Darstellungen von Juden zeigt Markus J. Wenninger, wie diese mittels spezieller Kopfbedeckungen als solche erkennbar und damit genau definiert werden sollten. Wie sehr diese häufig judenfeindlichen Darstellungen ein Abbild der Realität waren, muss dahin gestellt bleiben.

Modernen jüdischen Kopfbedeckungen widmet sich Felicitas Heimann-Jelinek und stellt die Problematik des Zeigens und Präsentierens von Bestandteilen jüdischer Kleidung im musealen Rahmen in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Es geht nicht nur um Kappen und Hüte, die als Ausstellungsgegenstand jeweils eine Zuordnung erfahren, sondern auch um die Leerstellen, um das, was nicht gezeigt und damit nicht als „jüdisch“ deklariert wird.

Aufgrund des Fehlens nationaler Kleidungsideale im Britischen Mandatsgebiet Palästina/Erez Israel musste das Selbstverständnis des neu entstehenden staatlichen Gebildes auch in diesem Bereich erst diskutiert werden, wie Svenja Bethke schreibt: *Der Blick auf Kleidung und Mode ermöglicht eine fruchtbare*

*Perspektive auf Aushandlungen von sozialer, geografischer und politischer Zugehörigkeit und Identifikation in einer Gemeinschaft.*

Jüdinnen und Juden konnten mit ihren Kleidungsstücken Zugehörigkeit zeigen oder aber genau diese „ablegen“ und in der Mehrheitsgesellschaft optisch „aufgehen“. Im Zusammenhang mit Tracht und Trachtenmode wird die Thematik von Akkulturation und Assimilation besonders deutlich. So zeigt Merle Bieber, dass manche Jüdinnen und Juden Trachtenmode als Nationalgewand und Teil ihrer österreichischen Identität verstanden und damit eine Angleichung stattfand, die spätestens mit dem „Anschluss“ Österreichs nicht mehr erwünscht war. In der umfangreichen Trachten-Sammlung des Ehepaars Anna und Konrad Mautner im Volkskundemuseum Wien offenbart sich nicht nur das große Interesse großbürgerlicher Jüdinnen und Juden an Tracht und Brauchtum, sondern auch das umfangreiche Wissen und Verständnis in diesem Bereich, wie Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger und Maria Raid in ihrem Beitrag betonen. Tracht, Brauchtum und Volkskunde waren Teil der eigenen vielgestaltigen Identität.

Beraubung, „Arisierung“, Vertreibung und Liquidation fanden wie in allen Lebensbereichen auch im Textilhandel in großem Ausmaß statt. Reinhard Engel dokumentiert dies für die Stadt Wien, Gerald Lamprecht für Graz.

In Benjamin Griljs Beitrag wird die immense Bedeutung von Kleidung für Leben und Überleben in den Todeslagern Transnistriens sichtbar. Ihr ausreichendes Vorhandensein war jedoch nicht nur lebenswichtig, Kleidungsstücke wurden auch zum Anker für Erinnerungen an ein Leben vor der Katastrophe.

# Die Kennzeichnung von Juden

Markus J. Wenninger

**W**er sich auch nur ein wenig mit der Geschichte des mittelalterlichen Judentums beschäftigt, stößt bald auf den sogenannten Judenhut, ein spezifisch geformtes Kleidungsstück, das im Mittelalter im aschkenasischen Raum von den (männlichen) Juden getragen wurde oder, nach häufiger Lesart, aufgrund der einschlägigen Bestimmungen des Vierten Laterankonzils 1215 getragen werden musste. Tatsächlich gibt es zahllose Darstellungen – Buchmalereien, Altarbilder, Fresken, Glasfenster, Statuen, Reliefs, Holzschnitte –, in denen Personen durch diesen spezifischen Hut als Juden gekennzeichnet werden. Aber was hat es mit ihm tatsächlich auf sich? Seit wann gibt es ihn? Wie weit, wie lange und in welchen Formen war er verbreitet? Wurde er von allen Juden getragen? Gab es außer diesem Hut noch andere Äußerlichkeiten, an denen Juden erkennbar waren? Und vor allem: Warum und in welchen Zusammenhängen war es überhaupt von Bedeutung, Juden als solche zu kennzeichnen?

Diese letztere Frage stellt sich auch deshalb, weil es im Frühmittelalter solche Bestrebungen noch nicht gab. Die wenigen erhaltenen einschlägigen Bildquellen dieser Zeit, durchwegs Illustrationen von Bibeltexten, stellen Juden des sogenannten Alten Testaments oder in der Umgebung Jesu in gleicher Art dar wie irgendwelche anderen Personen. Allenfalls die drei Magier (*magi*) bzw. Weisen, später als Heilige Drei Könige bekannt, wurden durch eine sogenannte Phrygische Mütze als Orientalen gekennzeichnet. Auch sonst gibt es keine Hinweise, dass sich Juden in dieser Zeit äußerlich von der übrigen

Bevölkerung abgehoben hätten, denn die dafür als Beleg gelegentlich herangezogenen Szenen im Hildesheimer Bernward-Evangeliar von 1015, die Juden mit einer Phrygischen Mütze darstellen, zeigen sie in antikisierendem Gewand,<sup>1</sup> das keine Rückschlüsse auf hochmittelalterliche Kleidung zulässt.

Die ersten offensichtlich nach zeitgenössischen Vorbildern wiedergegebenen „echten“ Judenhüte zeigt das nach der Mitte des 11. Jahrhunderts auf der Reichenau entstandene sogenannte Evangelistar Heinrichs IV. Gleichartige Hüte tauchen in den folgenden Jahrzehnten öfter auf, z. B. in den Prophetenfenstern im Augsburger Dom (Abb. S. 10). Sie sind als das älteste Element einer eigenen jüdischen Tracht zu sehen, denn die übrige Kleidung scheint sich, soweit aus den spärlichen Bildquellen zu schließen ist, noch nicht von derjenigen anderer Bevölkerungsgruppen unterschieden zu haben. Der Hintergrund für diese Entwicklung ist wahrscheinlich in den gesellschaftlichen Umwälzungen der Zeit zu suchen. Die Transformation der früh- zur hochmittelalterlichen Gesellschaft mit der Entstehung des mittelalterlichen Städtewesens führte zu einer starken beruflichen und gesellschaftlichen Differenzierung, die sich auch in einer stärkeren Differenzierung der Kleidung der einzelnen Berufs- und Gesellschaftsgruppen auswirkte. Allerdings ist diese Entwicklung im Detail noch wenig untersucht. In Bezug auf die Juden ist nur sicher, dass am Beginn ihrer spezifischen Tracht kein Zwang von außen stand, sondern offensichtlich das Bestreben der Juden selbst, sich kleidungsmäßig von anderen Gruppen abzuheben.

# in mittelalterlichen Bildern



*Der jüdische Minnesänger Süßkind von Trimberg im Gespräch mit einem Bischof (wahrscheinlich von Konstanz) und zwei weiteren Personen gehobenen Standes. Man beachte hier insbesondere die Parallelen zwischen den Gewändern Süßkinds und des Bischofs, die durch die goldene Krümme des Bischofsstabs links und den ebenfalls goldenen Hut Süßkinds rechts zusätzlich betont werden. Cod. Pal. germ. 848, Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse), fol. 355r, Zürich, ca. 1300 bis ca. 1340 © Universitätsbibliothek Heidelberg*





Medaillons 2. Reihe von oben: Verschiedene Formen des Judenhuts in einer um 1225 im Pariser Raum entstandenen Bible moralisée. Auf dem linken Medaillon (in Vergrößerung unten) ist Christus zu sehen, der die Christen erwählt und die Juden aus der Kirche vertreibt, rechts Judas bei der Gefangennahme Jesu © ÖNB Wien, Ms 1179, fol. 5v

## Judenhüte

Gemeinhin wird angenommen, dass sich die Form der Judenhüte aus jener der Phrygischen Mützen entwickelt hat. Das ist nicht auszuschließen, würde aber voraussetzen, dass die abendländischen Juden im Frühmittelalter solche Mützen getragen haben, wofür es keine echten Belege gibt. Denn die im 12. und 13. Jahrhundert gelegentlich vorkommenden Bilder von Juden mit einer Phrygischen Mütze müssen nicht zeitgenössische Mode zeigen, sondern könnten bloß auf ihre orientalische Herkunft hinweisen. Insofern scheint eine Neuentwicklung der Judenhüte ohne entsprechende Wurzel genauso gut möglich. Die Form dieser Hüte des 11. Jahrhunderts entspricht noch nicht jener der bekannten „eigentlichen“ Judenhüte der folgenden Jahrhunderte, zeigt aber, wie diese aus älteren Formen entstanden. Ihre wichtigsten Charakteristika, nämlich eine zu einem – im Evangelistar Heinrichs IV. noch überhaupt nicht, in Augsburg nur wenig ausgeprägten – Spitz zulaufende Kalotte (der kuppelähnlich geformte Mittelteil runder Hüte) und eine breite abfallende Krempe, sind schon deutlich zu sehen. Im Lauf des 12. Jahrhunderts entwickelte sich daraus jene Form, die dann bis in das 14. und in einer weiteren Stufe bis in das 15. Jahrhundert üblich war: Die Kalotte verwuchs mit der Krempe zu einem flachen Kegelstumpf, dem eine Art Stift oder ein dünner Kegel in der Form eines geraden Horns aufgesetzt wurde: der oft zitierte „gehörnte Hut“ (*pileus cornutus*). Häufig verschmolzen Kalotte und Horn zu einer einheitlichen einwärts geschweiften Form. Ab der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde dem Horn des Hutes zuerst gelegentlich, später meistens ein runder Knauf aufgesetzt (Abb. S. 3, 4 und 8 unten), und der Hut erhielt ein eckiges und oft ein abgetrepptes Profil (Abb. S. 11).





Nach Herrad von Landsberg „Die Hölle“ mit den Martern, die verschiedene Kategorien von Sündern erwarten. Die Juden finden sich auf der dritten Ebene, zusammen mit den waffentragenden Rittern (Armati milites), die dort wegen ihrer vielfachen Gewalttaten landen. Zuunterst, direkt bei Lucifer vel (oder) Satanas, finden sich allerdings Mönche, die sich mit Wuchergeschäften abgeben, wieder, 1180 © commons.wikimedia.org/wiki/File:Hortus\_Deliciarum\_-\_Hell.jpg?uselang=de

Bei diesem gehörnten Hut handelt es sich um die typisch deutsche Form des Judenhuts. Weiter im Westen, in Frankreich, war die charakteristisch jüdische Kopfbedeckung zumindest im 12. Jahrhundert kein Hut, sondern eine enger am Kopf anliegende Kappe, wie das Bild Josefs bei der Flucht nach Ägypten auf einem Kapitell in der Kathedrale von Autun zeigt (Abb. S. 7). Im 13. Jahrhundert scheint sich aber auch hier modisch der Judenhut durchgesetzt zu haben. Schon die frühesten derartigen Darstellungen in den zahlreichen einschlägigen Bildern der um 1225 in Nordfrankreich entstandenen „Bible moralisée“<sup>2</sup> zeigen, dass es nicht nur in zeitlicher Abfolge, sondern auch parallel nebeneinander verschiedene Formen des Judenhutes gab (Abb. S. 4). Besonders in England verbreitet war eine Form mit runder Kalotte und einem im Scheitelpunkt aufgesetzten sehr dünnen und relativ kurzen Stift.<sup>3</sup>

Mit dem Vorhandensein eines spezifisch jüdischen Kleidungsstücks lag es gemäß mittelalterlichem Usus nahe, damit nicht nur zeitgenössische Juden, sondern auch solche vergangener Zeiten zu kennzeichnen. Sowohl in illuminierten Handschriften als auch in den zahlreichen an und in Kirchen vorhandenen Darstellungen von Bibelszenen wurden deshalb in der Folge nicht nur Juden als Teil der Umgebung Jesu in Bildern zum Neuen Testament, sondern auch sog. alttestamentarische Israeliten als deren Vorfahren mittels eines Judenhutes gekennzeichnet.

Bemerkenswerterweise ist dabei im 12. Jahrhundert, aber auch später noch, die Konnotation des Judenhutes oft eindeutig positiv zu sehen: Er wird in den Darstellungen dieser Zeit überwiegend von jenen Personen getragen, deren Zugehörigkeit zum alttesta-





Zwei Tafeln vom Bronzeportal der Kirche San Zeno in Verona mit der Geißelung und Kreuzabnahme Jesu, jeweils von Juden durchgeführt. © commons.wikimedia.org/wiki/File:Verona,\_Basilica\_di\_San\_Zeno,\_bronze\_door\_001.JPG

mentarischen Gottesvolk der Israeliten betont werden soll. Typisch dafür sind die fünf einschlägigen Bilder auf dem in den 1170er Jahren entstandenen Verduner Altar in Klosterneuburg. Sie zeigen Abraham als den Stammvater der Israeliten, der den ersten Bund mit Gott schloss, und Moses als den eigentlichen Gründer der jüdischen Religion jeweils mit Judenhut. Zwei weitere Bilder enthalten die Geburt und die Beschneidung Samsons. Dieser wurde den Israeliten während der dunklen Zeit der Vorherrschaft der Philister als Lichtblick im Elend geboren und steht deshalb typologisch für Christus. Als Neugeborener ist Samson noch zu klein, um selbst einen Hut zu tragen, deshalb trägt diesen stellvertretend für ihn sein eigens ins Bild gerückter Vater, der in der Bibel in diesem Zusammenhang gar nicht genannt wird (vgl. Ri 13,24). Das fünfte Bild zeigt einen

Juden bei den Vorbereitungen für das Pessachfest mit einem Pessachlamm (*agnus pascalis*), das nach Ex 12,3 am 10. Tag des Monats Nissan ins Haus zu bringen ist und nach christlicher Interpretation typologisch ebenfalls für Christus steht (Abb. S. 9).

Ambivalent sind dagegen die Darstellungen von Juden im ungefähr gleichzeitig entstandenen „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg und auf den teils früher, teils später datierten Bronzetafeln des Portals der Kirche San Zeno in Verona. Auch bei Herrad sind einige Personen aus dem sogenannten Alten Testament als Juden gekennzeichnet, wie Esters Vormund Mordechai oder eine Gruppe von Juden im Stammbaum Jesu. Aber auch im detailreichen Bild von der Hölle findet sich unter den Verdammten eine Gruppe von Juden (Abb. S. 5). Während jedoch die in die Hölle führenden Sünden der anderen Verdammten durch bestimmte Attribute oder Handlungen deutlich gemacht werden, besteht die Sünde der Juden gemäß einer auf Augustinus zurückgehenden Lehre, die im 12. Jahrhundert unter anderen von Bernhard von Clairvaux wieder aufgegriffen wurde, einzig darin, Juden zu sein. Auf dem





*Flucht nach Ägypten. Der Esel wird von Josef geführt, der die damalige französische Variante des Judenhuts trägt und mit einem Schwert bewaffnet ist. Kapitell der Kathedrale von Autun, die ursprünglich eine Wallfahrtskirche für die Reliquien des hl. Lazarus war, um 1130 © commons.wikimedia.org/wiki/File:Autun,\_Flight\_into\_Egypt.JPG?uselang=de*

Portal von San Zeno tragen in den Szenen aus dem sogenannten Alten Testament auf dem rechten Türflügel ebenfalls Abraham, der Prophet Bileam und Angehörige des Volks der Israeliten einen Judenhut. Die Ambivalenz zeigt sich hier auf dem linken Flügel mit Darstellungen aus dem Neuen Testament, denn hier sind einerseits alle Büttel und Henkersknechte bei der Gefangennahme, Geißelung und Kreuztragung Jesu durch einen entsprechenden Hut als Juden gekennzeichnet, womit den Juden allein die Schuld am Leiden und Tod Jesu gegeben wurde (Abb. S. 6). Andererseits tragen auch Josef von Arimathäa und Nikodemus, die Jesus vom Kreuz abnehmen, um ihn würdig zu begraben, einen Judenhut, so dass dieser auch im neutestamentlichen Zusammenhang teilweise positiv konnotiert ist.

## Kennzeichnungspflicht

Einen grundsätzlich neuen Aspekt brachten Papst Innozenz III. und die Bischöfe des Vierten Laterankonzils 1215 ins Spiel, indem sie die Forderung nach einer Kennzeichnung der Juden erhoben.<sup>4</sup> Im Frühmittelalter hatte sich die Kirche relativ wenig um die in ihrem Amtsbereich lebenden Juden gekümmert. Antijüdische Schriften wie jene der Erzbischöfe Agobard und Amulo von Lyon blieben wenig rezipierte Randerscheinungen. Die Ideen der hochmittelalterlichen Kirchenreform sahen jedoch unter anderem vor, den Gläubigen die christlich-katholischen Glaubensinhalte intensiver als bisher zu vermitteln und potentielle religiöse Konkurrenz, die nach katholischer Lehre nur in die Verdammnis der Hölle führen konnte, möglichst fernzuhalten. Eine solche Konkurrenz wurde nicht nur in abweichenden christlichen Richtungen, den sogenannten Ketzern, gesehen, sondern auch in





Zwei Juden, Älteste des Volks, die die im Zentrum des Bildes sitzende Susanna fälschlich des Ehebruchs beschuldigt hatten und dies – im Bild mit Eid – bezeugten, werden durch gelbe Kopftücher mit einem gestickten Saum, dessen Muster sich an hebräische Schriftzeichen anlehnt, gekennzeichnet. Gelb war eine im ausgehenden Mittelalter stark negativ besetzte Farbe. In bewusstem Gegensatz dazu steht das goldgewirkte Kleid der Susanna, dessen Brustband mit latinisierenden Schriftzeichen bestickt ist. Detail aus einem Tafelbild von Marx Reichlich nach Dan 13: Urteil des Propheten Daniel, um 1490 © Steirisches Landesmuseum Joanneum, Foto: Markus Wenninger



Die um den 12-jährigen Jesus im Tempel versammelten – teils sehr negativ gezeichneten – Juden tragen Judenhüte, Kopftücher, Kappen oder gar keine Kopfbedeckung. Bild auf einem Flügelaltar aus Kärnten, um 1420 © Steirisches Landesmuseum Joanneum, Foto: Markus Wenninger



Rechte Seite: Ein Jude bei der Beschaffung des Lammes für das Pessachfest. Tafel des Verduner Altars im Stift Klosterneuburg, 70er Jahre des 12. Jahrhunderts © Hans A. Rosbach – commons.wikimedia.org/wiki/File:Verdun\_Altar\_(Stift\_Klosterneuburg)\_2015-07-25-070.jpg?uselang=de

den Juden. Zur Abgrenzung der Christen von diesen erließ das Konzil daher eine Reihe von Vorschriften. Schon der Kanon 26 des Dritten Laterankonzils von 1179 hatte unter anderem gefordert, dass christliche Ammen und Dienstboten nicht in jüdischen Haushalten leben durften. 1215 wurden nun die Forderungen nach Segregation der Juden und Jüdinnen deutlich verstärkt. Verschiedene alte, meist auf die Spätantike zurückgehende Forderungen wurden von Neuem betont: Die Juden sollten nicht mehr mit Ämtern betraut werden, in denen sie irgendeine Macht über Christen hätten, sie sollten in ihren Geldgeschäften beschränkt werden und an den Kartagen nicht in der Öffentlichkeit erscheinen.

Dazu kam als gänzlich neue Forderung, dass sie sich in allen christlichen Ländern, ebenso wie die „Sarazenen“ (Muslime), durch die Art ihrer Kleidung von den Christen unterscheiden sollten, damit es nicht zu einem versehentlichen Geschlechtsverkehr zwischen ihnen und Christen bzw. Christinnen kommen könne, der als schwere Sünde gesehen wurde.<sup>5</sup> Für die Durchsetzung dieser Forderungen – die die Kirche Andersgläubigen nicht unmittelbar vorschreiben konnte, da diese nicht ihrer Jurisdiktion unterlagen – sollten die jeweiligen weltlichen Machthaber sorgen, die auch die Art der je nach Region unterschiedlichen Kennzeichnung festzulegen hatten.

Ein großer Teil der Fürsten war jedoch nicht gewillt, sich vor den päpstlichen Karren spannen zu lassen. In einigen Ländern, zum Beispiel in England und im königlichen Frankreich, wurden zwar sehr rasch Kennzeichen eingeführt, die die Juden verpflichtend auf ihren Oberkleidern anzubringen hatten, in anderen, vor allem in Deutschland und den östlich davon gelegenen Ländern, geschah aber jahrhundertlang nichts dergleichen, obwohl die Forderung nach Kennzeichnung der Juden von Seiten der Kirche gerade hier bei einer Reihe von Provinzialsynoden erneuert wurde, so 1267 in Breslau und Wien sowie 1274 und 1418 in Salzburg. Bei diesen – und einzelnen anderen – Gelegenheiten wurde als Kennzeichen ganz konkret der Judenhut verlangt, manchmal damit begründet, dass die Juden es gewagt hätten, dieses ihnen früher (angeblich) vorgeschriebene Zeichen abzulegen.<sup>6</sup> Tatsächlich sind diese Klagen als Beleg dafür zu sehen, dass, wie auch diverse Bildzeugnisse zeigen, der Judenhut wohl nie von allen Juden getragen wurde, sei es, weil sie nicht auf den ersten Blick als Juden erkannt werden wollten, oder auch bloß, weil er ihnen modisch nicht zusagte. Im Übrigen scheint die Verpflichtung zur Kennzeichnung der Juden sogar innerkirchlich nicht allseits unterstützt worden zu sein. Der Brixner Bischof Berthold von Bückelsheim jedenfalls, dessen Diözese zur Salzburger Kirchenprovinz

gehörte, hat die einschlägigen Bestimmungen der Synode von 1418 in seinem Bistum offensichtlich bewusst nicht umgesetzt.<sup>7</sup>

Form und Farbe der den Juden und Jüdinnen vorgeschriebenen Zeichen waren sehr unterschiedlich. Häufig handelte es sich um einen runden, manchmal auch eckigen, roten, gelben oder weißen Fleck im Durchmesser von etwa einer Fingerlänge. Anderswo, z. B. in England, wurde ein weißer Fleck in Form der mosaikischen Gesetztafel vorgeschrieben und auch andere Formen oder Bilder kamen vor. Während jedoch das Laterankonzil von 1215 ausdrücklich die Kennzeichnung beider Geschlechter gefordert hatte, richteten sich viele der späteren Bestimmungen nur an jüdische Männer, die in der Öffentlichkeit viel präsenter waren als die Frauen, wie ja auch der Judenhut ein spezifisch männliches Kleidungsstück war. Frauen sollten nach gelegentlich erhobenen Forderungen ein gelbes oder blaues Band an ihrem Schleier, den Frauen in der Öffentlichkeit normalerweise trugen, anbringen.<sup>8</sup> Nur die Synode der Kirchenprovinz Salzburg von 1418 forderte von ihnen, am Gewand „nolam sonantem“, eine klingende Schelle, zu befestigen.<sup>9</sup> Falls diese Forderung allerdings überhaupt irgendwo Beachtung fand, dann nur kurzfristig im unmittelbaren Herrschaftsbereich des Salzburger Erzbischofs.







Prophet Daniel mit Judenhut. Augsburger Dom, Fenster im Obergaden, frühes 12. Jahrhundert  
 © commons.wikimedia.org/wiki/File:Prophet\_Daniel\_in\_Augsburg\_Cathedral.jpg

## Eine jüdische Tracht?

Im realen Leben wie auf Bildern waren Juden allerdings nicht nur am spezifischen Hut oder an ihnen aufgezwungenen Zeichen zu erkennen, sondern häufig auch an anderen Spezifika ihres Gewandes sowie an einer eigenen Haar- und Barttracht, sodass man durchaus von einer Judentracht sprechen kann. Die Existenz einer solchen ergibt sich auch aus der Forderung der Rabbinersynode von Speyer 1223, dass kein Jude nichtjüdische Tracht tragen sollte. Über die Spezifika dieser Judentracht erfahren wir dort zwar nichts, aber aus anderen Quellen und Bildern ist zu erkennen, dass lange Gewänder und Mäntel als typisch jüdisch galten, allerdings auch Anlass zu Verwechslungen mit Angehörigen anderer Personengruppen, die ebenfalls lange Gewänder trugen, wie Priester und Professoren, geben konnten. Solche Verwechslungen dienten öfters, so 1438 in Augsburg, als Argument für die Verordnung eines Kennzeichens für Juden.

Ambivalent sind auch die Bilder, auf denen Juden dargestellt werden. Lange Zeit war hier der Judenhut das wichtigste Kennzeichen, mit dem Juden auch noch in Situationen dargestellt wurden, in denen sie realiter ganz sicher keinen Hut getragen haben, wie z. B. während der Folterung und Hinrichtung jener Juden, die 1475 in Trient des Ritualmords beschuldigt worden waren. Im späten 15. Jahrhundert war der Judenhut jedoch so weit aus dem realen Leben verschwunden, dass er als Kennzeichen für in Bildern dargestellte Juden zunehmend durch andere Elemente ersetzt werden musste. Das war einerseits der nun immer häufiger verordnete gelbe Ring, der deshalb auch aus dem täglichen Leben bekannt war, andererseits eine Art Zierborte aus hebraisierenden Buchstaben – also Buchstaben, die nur den Eindruck einer jüdischen Schrift erwecken sollten, ohne tatsächlich eine solche zu sein –, die es in dieser Art in der Realität nicht gab (Abb. S. 8 oben).

Daneben wurden aber auf vielen Bildern auch Juden in einer Tracht dargestellt, die offensichtlich dem realen Leben entnommen war, sich aber von der Tracht der





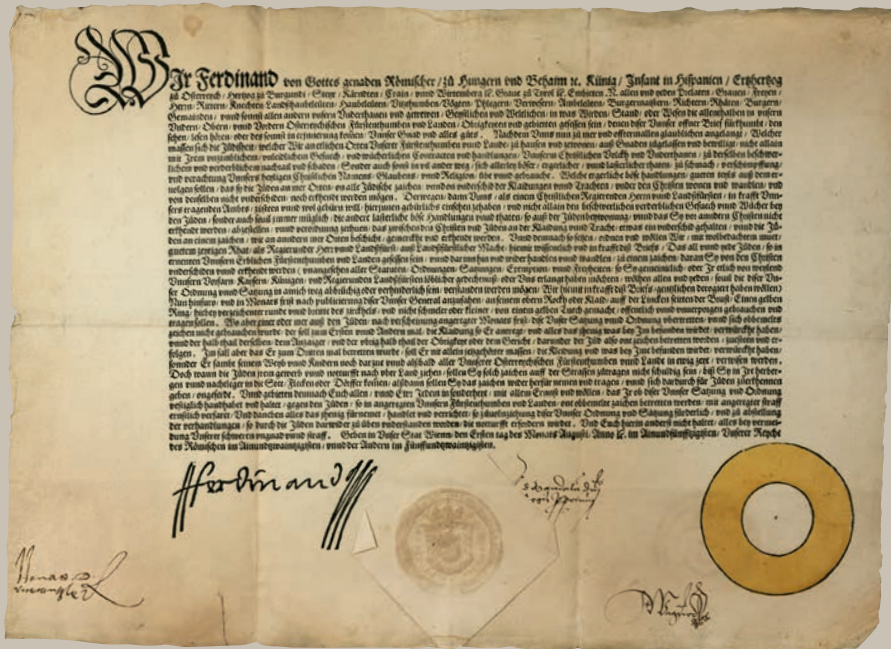
*Tanz um das Goldene Kalb. Hier zeigt sich bei den Hüten der dargestellten Juden das erwähnte abgetrepte Profil. Nürnberg, Pfarrkirche St. Lorenz, Fenster gestiftet von Sebald und Peter Rieter, ca. 1479 © commons.wikimedia.org/wiki/File:Nürnberg\_Lorenz-kirche\_-\_Rieter-Fenster\_4\_Tanz\_um\_das\_Goldene\_Kalb.jpg*

Judenhutträger deutlich unterscheidet. Sie kommt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert vor, wird fast ausschließlich von älteren Juden getragen und zeichnet sich neben langen, wallenden Gewändern vor allem durch ein ähnlich wie ein Tallit (Gebetsmantel, Gebetschal) locker über den Kopf gelegtes Kopftuch aus. In zahlreichen Bildern von größeren Gruppen von Juden tragen die jüngeren Judenhüte, die alten dagegen ein Kopftuch, sodass sich hierin reale Gepflogenheiten spiegeln dürften.

Zu einer Weiterentwicklung der mittelalterlichen Verhältnisse kam es im 15. Jahrhundert, in dem, wie oben gesagt, der Judenhut immer weniger getragen wurde. Mit dem Konzil von Basel nahm sich nun wieder ein gesamtkirchliches Konzil der Sache an und propagierte in strengerer Form als bisher die schon bekannten Segregationsforderungen, darunter auch *eine Kleidung [...], an der man sie klar von den Christen unterscheiden kann*.<sup>10</sup> Nicht eigentlich als Kleidung, sondern als ein auf der Kleidung zu tragendes Kennzeichen etablierte sich in den folgenden Jahrzehnten in großen Teilen Deutschlands ein gelber Ring, der seit den 1480er Jah-

ren auch auf Bildern zunehmend andere Kennzeichen verdrängte und mit dem Dekret König Ferdinands I. von 1551 in allen seinen habsburgischen Erblanden vorgeschrieben wurde.

Die mit dieser Entwicklung zusammenhängenden Quellen sind allerdings widersprüchlich. Einerseits wird im Dekret Ferdinands (Abb. S. 12) – und ähnlich in so gut wie jedem der zahlreichen Kennzeichen-Erlässe dieser Zeit – betont, dass dieser Erlass nötig sei, weil die Juden *on alle Jüdische zaichen, unnd on underschid der Klaidungen unnd Trachten, under den Christen wonen und wandlen*, andererseits wissen wir von zahlreichen Strafen, die wegen Missachtung der ohnedies weitgehend bestehenden Zeichenpflicht ausgesprochen wurden. Drittens war es den Juden an den meisten Orten möglich, sich von dieser Pflicht freizukaufen, wenn sie über genügend Vermögen verfügten, sodass die grundsätzlich gegebene Zeichenpflicht seit dem späteren 15. Jahrhundert oft den Charakter einer Sondersteuer annahm. Eine nähere Untersuchung dieses gesamten Themenkomplexes steht allerdings noch aus.



Erlass König Ferdinands I. vom 1. 8. 1551 über die Kennzeichnung der Juden in seinen Erblanden © Haus-, Hof- und Staatsarchiv

Anmerkungen

- 1 Abbildungen bei Sara Lipton, *Dark Mirror. The Medieval Origins of Anti-Jewish Iconography*. New York 2014, S. 26f., Abb. 4 und 5.
- 2 Österreichische Nationalbibliothek, Codex 1179.
- 3 Vgl. Heinz Schreckenberg, *Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas*. Göttingen u. a. 1996, S. 149, Bild 1. Schreckenberg bietet die umfangreichste Zusammenstellung von Judenbildern [größtenteils aus dem Mittelalter], ordnet allerdings nach Themen und Zusammenhängen, in denen Juden dargestellt sind, sodass regionale Unterschiede der jüdischen Tracht, inklusive des Judenhuts, oder eine zeitliche Entwicklung daraus kaum herausgelesen werden können. Zeitlich geordnet, allerdings ohne Bilder, ist die Zusammenstellung von Ders., *Ikongraphie des Judenthemas bis zum 4. Laterankonzil im Jahre 1215. Bildquellen und Bildinterpretationen*. In: Ders., *Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte (11.–13. Jh.)*. Frankfurt/Main u.a. 1988, S. 447–658, dabei S. 629–635 speziell zur Vorgeschichte des Judenhuts.
- 4 Allgemein zu dieser Entwicklung Markus J. Wenninger, *Von fideles nostri [...] Iudaei zu Jud! Der soziale Abstieg des deutschen Judentums im späteren Mittelalter am Beispiel ausgewählter Problem-bereiche*. In: Kurt Andermann, Gustav Pfeifer (Hg.), *Soziale Mobilität in der Vormoderne. Historische Perspektiven auf ein zeitloses Thema. Akten der internationalen Tagung Brixen, Bischöfliche Hofburg und Priesterseminar 11.–14. 9. 2019* (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 48). Innsbruck 2020, S. 145–171, hier vor allem S. 161–167 (dort auch weitere Literatur); zur führenden Rolle, die gerade Innozenz III. dabei spielte, S. 151f.
- 5 Josef Wolmuth (Hg.), *Dekrete der ökumenischen Konzilien, Bd. 2: Konzilien des Mittelalters vom Ersten Laterankonzil (1123) bis zum Fünften Laterankonzil (1512–1517)*. Paderborn u. a. 2000, S. 222–225 und 264–267.
- 6 Ausführlicher und mit weiterer Literatur Birgit Wiedl, *Der Salzburger Erzbischof und seine Juden*. In: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 31/2/2021, S. 237–295, hier S. 273–275.
- 7 Siehe dazu Markus J. Wenninger, *Tiroler Juden im Mittelalter. Von gesuchten Geschäftspartnern zur unerwünschten Randgruppe*. In: Ursula Schattner-Rieser, Josef M. Oesch (Hg.), *700 Jahre jüdische Präsenz in Tirol. Geschichte der Fragmente, Fragmente der Geschichte*. Innsbruck 2018, S. 241–271, hier S. 254–256.
- 8 So waren z. B. nach Berthold von Regensburg gelbe Bänder das Kennzeichen von Huren, Jüdinnen und Pfaffendürnen, wahrscheinlich aber nicht in der Realität, sondern nur als Forderung Bertholds.
- 9 Florian Dalham, *Concilia Salisburgensia Provincialia et Dioeciesana. Augsburg 1788*, S. 186f., Kanon XXXIII.
- 10 Wolmuth, *Dekrete* (wie Anm. 5), S. 483f.

# Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter

Eveline Brugger, Birgit Wiedl

Im Vergleich zu anderen Ländern des Heiligen Römischen Reiches besitzt das Gebiet des heutigen Österreich eine sehr reiche Überlieferung an Urkunden zur jüdischen Geschichte des Mittelalters. Am Institut für jüdische Geschichte Österreichs läuft daher seit vielen Jahren das Forschungsunternehmen „Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter“, in dem dieses Quellenmaterial in bisher fünf Bänden von den Anfängen jüdischer Präsenz bis 1418 zugänglich gemacht wird. In diesen Bänden sind urkundliche, aber auch historiographische und literarische Quellen mit jüdischem und Österreichbezug, deren Originale in

zahlreichen Archiven und Bibliotheken des In- und Auslands verstreut liegen, nach wissenschaftlichen Kriterien aufbereitet.

Diese Quellen, unter denen sich auch zahlreiche unpublizierte oder zuvor nicht unter dem Aspekt der jüdischen Geschichte behandelte Texte finden, geben Aufschluss über die wirtschaftliche, rechtliche und persönliche Situation der jüdischen Bevölkerung und über deren Kontakte mit der christlichen Umwelt. Neben Dokumenten zu Geschäften der jüdischen Elite mit Herzögen, Adligen und Geistlichen finden sich auch Quellen zur wirtschaftlichen Tätigkeit der unteren Schichten sowie Material, das alltägliches Leben und jüdisch-christliche Nachbarschaft ebenso erkennen lässt wie Judenfeindschaft und Verfolgungen.

Alle Bände sind über den StudienVerlag zu beziehen ([www.studienverlag.at](http://www.studienverlag.at)) und als Open Access-Dateien im PDF-Format kostenlos auf der Ebook-Library des Wissenschaftsfonds FWF downloadbar:  
 e-book.fwf.ac.at/o:1794; e-book.fwf.ac.at/o:1229;  
 e-book.fwf.ac.at/o:766; e-book.fwf.ac.at/o:58;  
 e-book.fwf.ac.at/o:55

Eveline Brugger, Birgit Wiedl  
**Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter**  
 Band 5: 1405–1418, Reihe Mittelalterliche Urkunden zur Geschichte der Juden in Österreich  
 360 Seiten, kartoniert, 44,90 €  
 ISBN 978-3-7065-6292-8





# Jüdische Textilgeschäfte

## Düstere Werkstätten,

Reinhard Engel

Die Monarchie war längst Vergangenheit, die Wirtschaftskrise hatte gewütet. Und dennoch fanden die staatlich legitimierten Diebe 1938 noch genug, an dem sie sich bereichern konnten. Eine 1988 erstmals publizierte Liste von Kontrollbank-Akten – diese Bank führte die meisten größeren „Arisierungen“ durch – enthält zahlreiche Unternehmen aus der Textil-, Leder- oder Luxusbranche:

Man findet dort unter anderen die Atzgersdorfer Mechanische Weberei, das Unternehmen Leo Brill & Co Strickwaren, die Manufaktur Friedrich Goldscheider, die Karl Gröger & Co. Ledergalanteriewarenerzeugung, das Kleiderhaus Brüder Haber, die Spinnerei und Zwirnfabrik Pick & Co., die Ritsch Reißverschlußfabrik, den Schneider Stone & Blyth, die Schuhfabrik „Matador“ Mondschein & Speyr, H. Sternberg jun., die Wäschefabrik Emil und Alice Schönfeld, die Firma Herrenmoden Hermann Teller, die Tiller AG Bekleidungsfabrik oder das Wiener Tuchhaus Adolf Reiss.

Doch den vielen „Arisierungen“ stand noch eine viel größere Zahl liquidierter – und vorher ausgeraubter – Unternehmen gegenüber. So wurden von 5.318 jüdischen Betrieben des Wiener Textilhandelsgewerbes bloß 408 „arisiert“, mehr als zehnmal so viele aber aufgelöst. In der Textilindustrie wurden 146 von 365 jüdischen Fabriken „arisiert“, im Handel mit Textil- und Lederwaren 681 von 4.133 Unternehmen. Der Rest verschwand gänzlich aus den Handelsregistern. Von der Enteignung

der jüdischen Wienerinnen und Wiener profitierten so jedenfalls auch jene, die nicht unmittelbar selbst zugegriffen hatten – schließlich war damit die Konkurrenz auf einmal entscheidend ausgedünnt worden.

An manchen Einzelbeispielen wird der – anonyme, bürokratische – Raub freilich plastisch, die Ohnmacht, Empörung und Wut der Bestohlenen kann man dennoch kaum nachfühlen. *Plötzlich stand er in der Tür: Eine braune SA-Uniform trug er am Leib, in der einen Hand schwenkte er einen offiziell aussehenden Zettel mit Parteitempeln darauf. Er sei jetzt der Chef hier, kommissarischer Leiter.* Paul Grosz, ein Wiener Kürschner und in der Zweiten Republik lange Jahre Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, erinnerte sich an einen Maitag des Jahres 1938 im Pelzgeschäft seines Vaters Leopold in Wien-Neubau, dem siebenten Bezirk.

Der kleine Salon der Familie Grosz mag damals für viele jüdische Geschäfte der Textil- und Luxusbranchen typisch gewesen sein. Erst 1935 war man – wie zahlreiche andere, die sich hinaufgearbeitet hatten – aus einem Hinterhof im Arbeiterbezirk Ottakring in ein Gasenlokal mit Auslage innerhalb des Gürtels übersiedelt. Kurz vor dem gewaltsamen „Anschluss“ Österreichs an Hitlerdeutschland konnten die letzten Schulden abgezahlt werden. Der selbst eingesetzte „Ariseur“ – ein Konkurrent aus einem Nachbarbezirk – ruinierte den Betrieb innerhalb weniger Monate. Bei seinen Besuchen in der Neustiftgasse nahm er regelmäßig Ware für sein

# glänzende Warentempel



eigenes Geschäft mit und auch aus der nicht gerade üppig vollen Kasse bediente er sich nach Belieben. *Dabei haben wir sogar noch Glück gehabt*, erzählte Grosz 50 Jahre danach: *Er hat niemanden geschlagen. Er hat uns nur in aller Menschlichkeit ausgeraubt.* Am 10. November 1938, dem Tag nach der Pogromnacht, sperrte Leopold Grosz sein Geschäft nicht mehr auf.

*Atelier d'Ora. Drei Frauen in der Maison  
Zwieback, Wien 1, Kärntner Straße, 1913  
© ÖNB Bildarchiv*



Fast zeitgleich mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Wien waren örtliche NS-Funktionäre und einfache Leute über das Eigentum ihrer jüdischen Nachbarn hergefallen wie eine wildgewordene Soldateska. Noch in der Nacht auf den 12. März gab es die ersten „Beschlagnahmen“ und „Hausdurchsuchungen“, niemand scherte sich um den Ruhetag Schabbat, der Pöbel durchwühlte jüdische Wohnungen und Geschäfte und nahm mit, was ihm passte. Diese Plünderungen gingen über Tage weiter, teils nach vorbereiteten Listen, teils spontan, in der bekannten Umgebung des eigenen Bezirkes. Ein englischer Journalist beschrieb etwa, wie vor dem Kaufhaus Schiffmann in der Wiener Taborstraße eine LKW-Kolonnie vorfuhr, *auf die die SA-Leute alle Arten von Konfektionswaren verluden*. Die Polizei habe dabei nur die neugierigen Passanten zurückgehalten.

Der Diebstahl fand dabei nicht nur im Licht der Straße statt, manches passierte leiser, weniger offensichtlich – aber um nichts weniger gemein: Paul Grosz erinnert sich, dass mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten fast alle Schuldner seines Vaters aufgehört hatten, ihre Raten zu bezahlen; damals waren teure Anschaffungen wie Pelze fast ausschließlich auf Kredit möglich gewe-

sen. Nur die Prostituierten am Gürtel und im Prater zahlten weiter, sie handelten offensichtlich nach einem anderen Ehrenkodex.

Anfangs ließen die neuen Machthaber ihre kleinen Funktionäre ungehindert plündern und terrorisieren. Aber nach der Volksabstimmung am 10. April wurde es selbst Gauleiter Josef Bürckel zu viel. Einerseits wollte er zu einer – totalitären, die Juden ausschließenden – Quasi-Rechtsstaatlichkeit zurückkehren, andererseits fand er, die wilden „Ariseure“ und kommissarischen Verwalter steckten in ihre Taschen, was eigentlich dem Reich zustand. Noch Ende April erließ er eine „Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens“, Mitte Mai folgte dann die Gründung der „Vermögensverkehrsstelle für Juden“.

Nun ging die Enteignung gesetzlich sanktioniert weiter. Jüdische Unternehmer wurden zum Verkauf gezwungen, niedrige Bewertungen der Firmen, eine Vielzahl von Abschöpfungen wie die sog. Reichsfluchtsteuer oder „Sühneleistung“ ließ oft beträchtliche Vermögen ins Nichts zerschmelzen. Ihre Besitzerinnen und Besitzer konnten froh sein, wenn sie ihr nacktes Leben durch Flucht ins Ausland retteten.





*Kaufhaus Gerngross. Stiegenaufgang in der Seidenabteilung, Wien 7, 1912 © ÖNB Bildarchiv, Foto: Erwin Hassak*

*Linke Seite: Blick auf die Mariahilferstraße, rechts vorne das Kaufhaus Gerngross, Wien 7, 1890 © ÖNB Bildarchiv*

## Jüdischer Zuzug nach Wien

In der Vormoderne gab es mit den christlichen Zünften keine Überschneidungen, Juden waren in ihrem Erwerbsleben durch Verbote einigermaßen eingeschränkt und auf bestimmte Sektoren wie Handel oder Finanzen limitiert. Auch beim ersten Boom der Wiener Textilbranche, den biedermeierlichen Seidenwebern mit ihren fantasievollen Stoffdesigns und üppigen Wiener Schals, spielten jüdische Handwerker oder Unternehmer noch keine Rolle. Wien zählte um 1800 gerade einmal 500 bis 600 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 200.000 Personen. Etwas schneller gelang jüdischen Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Industriellen in anderen Regionen des Kaiserreichs der Aufstieg. Innerhalb weniger Jahrzehnte beendete die Baumwolle die dominierende Stellung der Seide in der Textilproduktion. Und deren Verarbeitung fand nicht mehr in Wien statt, sondern in Niederösterreich, Böhmen und Mähren.

Kerne jüdischer Manufakturen und Fabriken hatten sich aus dem überregionalen Handel und aus der Belieferung der Armee mit Uniformen ergeben. Die Frei-

gabe der Einfuhr von Rohbaumwolle brachte einen neuen Schub. Böhmisches Juden gelang es, in die schnell wachsende Baumwollindustrie erfolgreich zu investieren. Ihre lokalen Konkurrenten waren nicht die Seidenfabrikanten, sondern die regionalen Leinen- und Wollgewerke. Auch die einst mächtigen Zünfte kamen unter Druck, etwa jene der mährischen Schneider. Hier entwickelten kapitalkräftige jüdische Großhändler eine erste Konfektionsindustrie. Diese gab nun ihrerseits einer Vielzahl von jüdischen Subunternehmern Aufträge, die unter anderem den Vertrieb in Städten und Dörfern übernahmen.

Treiber dieser Entwicklungen bzw. Grundlage für die rapide Zunahme jüdischer Händler, Handwerker und Unternehmer waren zwei umfangreiche Gesetzesänderungen, zunächst die Gewerbefreiheit 1860 (die dann später wiederum in mehreren Schritten zugunsten von strengeren Regeln für Meisterbetriebe eingeschränkt wurde) sowie das neue Grundgesetz von 1867. Damit durften die jüdischen Untertanen frei ihren Aufenthaltsort wählen, der Sog in die großen Städte – und vor allem natürlich in die Hauptstadt Wien – wurde immer stärker. Bei der Volkszählung um 1900 lebten in Wien



*Probiersalon im Nobelkaufhaus Zwieback in der Kärntner Straße, Wien 1, um 1910, handkoloriertes Glasdiapositiv © brandstaetter images/Öst. Volkshochschularchiv*

gemeinsam mit Niederösterreich – die beiden späteren Bundesländer bildeten noch eine Einheit – unter den 3,1 Mio. Einwohnern bereits fast fünf Prozent Jüdinnen und Juden, also immerhin mehr als 60.000.

Die Textilbranche bot in einer rasch wachsenden Großstadt zahlreiche Chancen und das auf mehreren Ebenen: auf jener von unterschiedlicher Betriebsgröße oder Technologie sowie auf jener von ärmeren oder wohlhabenderen Kunden. Das Nähen nach Maß galt noch längst nicht als Privileg der Reichen. Alle benötigten Kleidung, die einen konnten sich mehr leisten,

die anderen weniger, und erst allmählich sollten größere Konfektionsbetriebe den traditionellen Schneidern ernsthafte Konkurrenz machen.

An der Spitze der Schneider-Hierarchie konnten sich einige Salons einen Namen machen, insbesondere über ihre Lieferungen für das Kaiserhaus und den Hofstaat. Und bei diesen Firmen mischen sich bereits bunt christliche und jüdische Namen. Sie hießen Bohlinger & Huber, später Korbel, Christ, C. M. Frank, der für den Kaiser die Zivilanzüge fertigte, die Hofschneider Franz Arnold & Comp., Coeln & Uzel sowie Josef Fischer, Anna Schober, Karoline Breyer als Hofschneiderin der Kaiserin, Anna Gröber, Heinrich Grünzweig, Hermine Hauck-Krisper, Maison Varges, Gustav & Ernestine Spitzer, L. & H. Laufer, Stern & Co., Maison Schlesinger, Maison Ungar sowie Wilhelm Jungmann & Neffe. Das letztgenannte Unternehmen besteht übrigens als einziges dieser Häuser noch heute, in gewandelter Form als Stoffhandlung.

Wenn auch die Textil- und Bekleidungsbranche gegenüber der schnell wachsenden Konkurrenz der Lebensmittel- und Metallwarenproduktion stetig an Boden verlor, so blieb sie doch ein wichtiger Arbeitgeber in der Kaiserstadt. 1890 waren immerhin mehr als 100.000 Wienerinnen und Wiener, also 15 Prozent der Unselbstständigen, damit beschäftigt, Kleider zu nähen oder Zubehör herzustellen. Dabei gab es typische Karrieremuster, meist nach folgendem Schema: zunächst Zuwanderung aus Ungarn, der Slowakei oder aus Mähren, dann erste Heimarbeit oder Mini-Werkstätte in der Vorstadt, schließlich mit Talent, harter Arbeit und wohl auch mit Glück der Aufstieg in die kaufkräftigeren bürgerlichen Bezirke oder gar in die Innenstadt, nahe zum Hof, zu den adeligen Palais, zu den neuen Wohlhabenden der Ringstraße. Eine derartige Erfolgsstory schrieb etwa der aus Ungarn stammende Jacob Rothberger. Er hatte in Paris als Schneider gearbeitet und 1861 am Stephansplatz 9 im dritten Stock seinen ersten Laden eröffnet. Bald schon konnte er erweitern und ebenerdige Auslagen gegenüber dem Dom bestücken. Bis zu seinem Tod 1899 war die Firma kräftig gewachsen: Ihm gehörten die beiden im Neo-Renaissance-Stil von Fellner und Helmer errichteten oder umgebauten Häuser Stephansplatz 9

und 11. Darüber hinaus betrieb er noch mehrere Filialen in Wien, zudem weitere in Prag, Budapest, Paris und London.

Rothberger bot zwar selbst in bester Lage neben gutbürgerlicher Herrenkonfektion im Souterrain in der sogenannten „Kleiderschwemme“ immer noch billige Second Hand-Ware an, aber zu seinem Kundenkreis gehörten auch mehrere Hocharistokraten. Sein Geschäft wurde in der Presse denn auch häufig als „Kleiderpalast“ bezeichnet. Rothberger stand übrigens öffentlich zu seinem Judentum. So schrieb „Die Neuzeit“ bei der Eröffnung des ersten großen Hauses am Stephansplatz (Abb. S. 20): *Die Eröffnung wurde nach Brauch und Sitte der Väter durch den Wiener Rabbiner Dr. Adolf Jellinek vorgenommen. Bevor Herr und Frau Rothberger die bekannte Benediction sprachen, in welcher sie Gott dankten, dass er sie diese Zeit habe erleben lassen, erinnerte der Prediger sie daran, wie die Zeiten zum Besten der Juden sich geändert haben, indem ein Bekenner des Judenthums auf einem der schönsten Plätze der Residenz, dem alten Stephansdome gegenüber ein so herrliches Haus sich erbaut habe, dessen Name Niemanden in Zweifel lässt, dass er ein Sohn Israels ist.*

## Die großen Auslagen mit ihrem Glanz

Mit Rothberger ist auch bereits der Übergang zu einer neuen Vertriebsform gefunden, bei der ebenfalls jüdische Unternehmer – und wenige jüdische Unternehmerinnen – eine bedeutende, wenn nicht in Wien überhaupt die bedeutendste Rolle spielten, dem Warenhaus. 1907 verfügte Wien allein in der Innenstadt und auf der Mariahilferstraße über mehr als 20 Kaufhäuser. Die meisten waren von jüdischen Unternehmern gegründet worden, womit sich im Jahr 2017 eine Ausstellung im Jüdischen Museum Wien beschäftigte: „Kauft bei Juden!“ *Für alle Gesellschaftsschichten bot das Kaufhaus die Illusion des Glücks in einem Tempel des Konsums, in dem alles neu war*, schrieb Danielle Spera in der Einleitung des Ausstellungskatalogs. *Eine unendliche Auswahl an Waren aller Art bei freiem Eintritt und ohne unter dem Druck zu stehen, etwas kaufen zu müssen.*

Der Innovator dieser neuen Branche war der Stoff- und Teppichhändler Philipp Haas. Er eröffnete 1865 am Stephansplatz das erste Wiener Warenhaus. Bis diesem weitere nachfolgten, sollte es noch einige Jahrzehnte dauern. Erst in den 1890er Jahren ging es Schlag auf Schlag, die besten Architekten der Zeit wurden für Planung und Bau beigezogen: Ferdinand Fellner, Hermann Helmer, August Sicard von Sicardsburg, Eduard van der Nüll, Otto Wagner. Innerhalb kürzester Zeit wurden einige Kaufhäuser neu errichtet, so das Teppichhaus Samuel Schein am Bauernmarkt oder der „Metropolitan Clothing Palace“ Neumann auf der Kärntnerstraße (heute Steffl, Abb. S. 22). Andere bereits bestehende Geschäfte wurden vergrößert, modernisiert und erweitert.

In der Innenstadt galt übrigens für Neubauten meist das Modell der gemischten Bauweise: Die unteren zwei Etagen dienten den Geschäften, darüber wurden elegante



**#füreinandersorgen**

**Wir sind in ganz Österreich für Sie da. Immer und überall.**  
Online auf [wienersstaedtsche.at](http://wienersstaedtsche.at),  
telefonisch und natürlich auch persönlich.

**Ihre Sorgen möchten wir haben.**

**WIENER STÄDTISCHE**  
VIENNA INSURANCE GROUP



Wohnungen im Ringstraßenstil geplant. Diesem Muster entsprachen etwa das Wäschegeschäft Braun am Graben (Abb. S. 21), das heute noch existiert, aber H & M beherbergt, sowie die Loos-Aufträge der Herrenschnneider Goldmann & Salatsch am Michaelerplatz (heute eine Raiffeisenbank) und Knize am Graben.

Die meisten dieser Modehäuser sprachen die neuen Mittelschichten als ihre Kundenkreise an. Unternehmer wie Rothberger setzten erstmals moderne Werbe- und Marketingmethoden, etwa Zeitungsinserate oder Plakate ein, in manchen Verkaufsräumen sollte schon damals Musikberieselung die Kauflust der Kunden stimulieren. Das Warenhaus wurde jedoch auch von den Oberschichten bereitwillig angenommen, so manche adelige und großbürgerliche Dame verbrachte jetzt einen guten Teil ihrer Zeit auf den eleganten Treppen und schwülstig geschmückten Etagen der neuen Geschäfte.

Einer der bekanntesten Warenhaus-Unternehmer war Alfred Abraham Gerngross. Er stammte aus einer jüdischen Familie in Bayern, zog nach Wien, um Kaufmann zu werden, und erlernte diesen Beruf bei August Herz-mansky, einem Zuwanderer aus Mähren, in dessen 1863

gegründetem Geschäft in der Kirchengasse im siebenten Bezirk. Aber Gerngross wollte nicht Kommis bleiben, er hatte Ambitionen, selbst Unternehmer zu werden. 1879 gründete er an der Ecke Kirchengasse/Mariahilferstraße ein Stoffgeschäft. Kurze Zeit arbeitete er noch mit Herz-mansky zusammen, aber zwei Jahre später trennten sie sich und wurden zu Konkurrenten.

Die neue Firma expandierte schnell. Gerngross und sein nachgezogener Bruder Hugo konnten innerhalb kurzer Zeit eine Reihe angrenzender Häuser erwerben und die Verkaufsfläche laufend vergrößern (Abb. S. 16). Zu ihren geschäftlichen Innovationen zählten damals etwa Fixpreise – man hatte zuvor in den Läden noch regelmäßig gefeilscht. Gleichzeitig führte Gerngross moderne Marketinginstrumente wie Sonderangebote ein.

Im Jahr 1904 wurde der vom Architekturbüro Fellner und Helmer geplante Gerngross-Neubau, eine moderne Betonkonstruktion mit einem lichtdurchfluteten, glasüberdachten mehrgeschossigen Innenhof, mit einer „goldenen Stiege“, mehreren Liften und einer ersten Rolltreppe feierlich eröffnet (Abb. S. 17). Alfred Gerngross starb im Jahr 1908 und wurde am jüdischen Teil



*Herrenkleider-Magazin Jacob Rothberger, Wien 1, Stephansplatz 9-11, C. Angerer & Göschl (Reproduktionsanstalt), nach 1900  
© Wien Museum*

*Rechte Seite: Innenansicht des Geschäftslokals von Braun & Co, Wien 1, Graben, 1922, aus dem Fotoalbum von Emanuel Braun, welches er zu seinem 60. Geburtstag von seinem Schwager Gustav Holzer erhalten hat © Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung*



des Ersten Tors am Zentralfriedhof bestattet. Selbst die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung“ würdigte in einem Nachruf seine soziale Einstellung gegenüber den Beschäftigten. Die Erben wandelten das Unternehmen im Jahr 1911 in eine Aktiengesellschaft um, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sah das Haus seine Blütezeit mit mehr als 1.600 Beschäftigten.

Das Modehaus Ludwig Zwieback & Bruder an der Ecke Kärntnerstraße/Weihburggasse bot auf vier Stockwerken Konfektion und Maßgeschneidertes an. Die Gebrüder Zwieback waren aus Ungarn zugewandert und hatten es innerhalb einiger Jahrzehnte zu Wohlstand und zum Hoflieferantentitel gebracht. Das Kaufhaus war 1877 von Ludwig und Emanuel Zwieback auf der Mariahilferstraße gegründet worden, die Hauptfiliale auf der Kärntner Straße kam erst später dazu. Als „Maison Zwieback“ – 1895 nach Plänen des ungarischen Architekten Friedrich Schön erbaut – gehörte es schlussendlich zu den bedeutendsten, elegantesten und modernsten Kaufhäusern Wiens (Abb. S. 15 und 18). Es spezialisierte sich ursprünglich auf Damenkonfektion, verfügte aber auch über ein Restaurant, eine American Bar, einen Tearoom und hatte Personenlifte sowie elektrische Beleuchtung. Doch diese Erfolge sollten nicht dauerhaft sein. Nach

dem Ende des Ersten Weltkriegs waren erhebliche wohlhabende Kundengruppen ausgefallen: der Hof und der Hochadel sowie verarmte Bürger und Beamte. Es folgten Währungsverfall und Wirtschaftskrise, und nicht nur in der Luxusbranche wüteten die Konkursgerichte. Eine kleine Auswahl möge für viele andere stehen: 1928 schloss das Herrenmodegeschäft Brachfeld nach einem Konkurs für immer; 1930 wurde mit G. und E. Spitzer eines der elegantesten Damenmodegeschäfte liquidiert; der Herrenschneider Goldmann & Salatsch im Looshaus am Michaelerplatz musste 1930 den Ausgleich anmelden, ein Jahr später folgte der Konkurs, 1934 die Liquidation; auch das Warenhaus Zwieback ging 1930 in den Ausgleich, konnte sich aber wieder erholen. Der „Anschluss“ an das Deutsche Reich bedeutete dann für einen Großteil der jüdischen Geschäfte das Ende.

### **Kaum Rückkehrer, neue Zuwanderung**

Von den vertriebenen und enteigneten Wiener jüdischen Textilkaufläuten kamen nur wenige zurück. Zu ihnen gehörte etwa das kinderlose Ehepaar Ignaz und Stefanie Sass, dessen Geschäfte „Stone & Blyth“ in Wien und Bad Gastein nach der „Arisierung“ wieder restituiert worden

waren. Sie übergaben diese aber bald an ihren nichtjüdischen Angestellten und Quasi-Ziehsohn Fred Adlmüller, der den Salon unter seinem Namen zu neuer Blüte führte.

In die Lücke der vertriebenen oder ermordeten Wiener jüdischen Textil- und Modehändler und -händlerinnen stießen bald Neu-Zuzügler aus Osteuropa – nach den kommunistischen Machtübernahmen in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Rumänien 1948/49 und in einer weiteren Welle in Folge des niedergeschlagenen ungarischen Aufstandes 1956. Sie siedelten sich wieder im alten Textilviertel rund um den Salzgries an und bescherten diesem neues Leben. Eine von ihnen war die Mutter von Robert Horn, deren jüdische Familie ursprünglich aus Krakau stammte. Der Sohn interessierte sich zunächst nicht für die angebotene Damenmode und den Modeschmuck, sondern studierte Soziologie und Psychologie. Später sollte er mit seinen exklusiven

Lederwaren aus der Wiener Werkstätte eine der bekanntesten Marken der Stadt gründen: R. Horns. Michael Liska wiederum war 1948 aus der Tschechoslowakei geflüchtet, der Pelzsalon am Hohen Markt und das elegante Geschäft für Designermoden am Graben trugen den Namen Liska inzwischen in dritter Generation. Das Textilviertel verlor jedoch im Lauf der letzten Jahrzehnte seine kurzzeitig wieder gefundene Bedeutung erneut, Importe aus Fernost und internationale Bekleidungskonzerne forderten ihren Tribut.

Wer heute große jüdische Namen in der Textilbranche sucht, wird im Ausland fündig. Eine globale Marke hat etwa der New Yorker Ralph Lauren, der ursprünglich Lifshitz hieß und dessen Vorfahren gläubige Juden aus Belarus waren, mit seinem Poloshirt gegründet. Die Sportmode-Brands Lacoste und Gant wiederum gehören der weitgehend unbekannt Genfer Holding der Maus Frères. Ihre Familie hatte einst in Luzern ein Kaufhaus betrieben, bevor sie auf internationale Shopping-Tour ging. Die sportlich-elegante französische Herrenmode-Marke Breuer hat ihre Wurzeln nicht im Elsass, wie man vermuten könnte, sondern in Wien. Marcus Breuer, ein Zuwanderer aus Ungarn, der Großvater der aktuellen Besitzer, erzeugte in einer Gasse beim Franz Josef-Kai Krawatten. Einer seiner Söhne, Erich, floh nach dem „Anschluss“ nach Belgien und gründete dort mit einem Lieferanten eine neue Firma. Sein Bruder Otto blieb in Wien, er wurde 1940 enteignet, so wie auch Erich nach Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien. Die beiden Brüder überlebten, der eine in Palästina, der andere litt in insgesamt 17 europäischen Lagern, ehe er von der US-Armee befreit wurde.



*Außenansicht des Kaufhauses Neumann, Wien, Wien 1, Kärntnerstraße 19 (heute Kaufhaus Steffl), um 1900, Foto: August Stauda © Wien Museum*



## Anmerkungen

- 1 Reinhard Engel, *Wirtschaft ohne Juden. Arisierungen in der „Ostmark“*. In: *Trend* 3/1988, S. 138–139, hier S. 138.
- 2 Reinhard Engel, *Luxus aus Wien. Handgemachtes von heute aus der einstigen Kaiserstadt*. Wien 2001, S. 27.
- 3 Engel, *Wirtschaft ohne Juden* [wie Anm. 1], S. 120.
- 4 Ebda, S. 122.
- 5 Ebda.
- 6 Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel, Michael A. Meyer, *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 2: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871*. München 1996, S. 63.
- 7 Ebda, S. 78–81.
- 8 Albert Lichtblau, *Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart*. In: Ders., Eveline Brugger, Martha Keil, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich* (Ergänzungsband zur Reihe „Österreichische Geschichte“, hg. v. Herwig Wolfram). Wien 2006, S. 447–565, hier S. 461.
- 9 Gerda Buxbaum, *Mode aus Wien 1815–1938*. Salzburg–Wien 1986, S. 375.
- 10 Ebda, S. 198ff.
- 11 Susanne Breuss, „Fortschritt an allen Enden, überall Bequemlichkeit?“. *Zur Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Peter Eigner, Andrea Helige (Hg), *Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien 1999, S. 51–124, hier S. 96.
- 12 Roman Sandgruber, *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wien 1995, S. 311.
- 13 Engel, *Luxus aus Wien* [wie Anm. 2], S. 22.
- 14 Danielle Spera, *Die Illusion des Glücks*. In: Astrid Peterle (Hg.), *Kauft bei Juden! Geschichte einer Wiener Geschäftskultur*. Wien 2017, S. 6–15, hier S. 8.
- 15 Catharina Christ, *Jüdische k. und k. Hoflieferanten in der Textilbranche mit Niederlassung in Wien in der Zeit von 1870 bis 1938*. Unveröff. Dipl.arb. Wien 2000. S. 99.
- 16 Ebda, S. 64, 82, 87 und 101.
- 17 Engel, *Luxus aus Wien* [wie Anm. 2], S. 62–65 und 96–99.
- 18 Reinhard Engel: [www.wina-magazin.at/der-poloreiter-aus-der-bronx/](http://www.wina-magazin.at/der-poloreiter-aus-der-bronx/) [20. 2. 2023].
- 19 Reinhard Engel: [www.wina-magazin.at/das-krokodil-im-warenhaus/](http://www.wina-magazin.at/das-krokodil-im-warenhaus/) [20. 2. 2023].
- 20 Reinhard Engel: [www.wina-magazin.at/franzoesische-herrenmode-mit-wiener-wurzeln/](http://www.wina-magazin.at/franzoesische-herrenmode-mit-wiener-wurzeln/) [20. 2. 2023].

*kreativ.  
mutig.  
anders.*

**STUDIERE AN DER NEW DESIGN UNIVERSITY**

GRAFIKDESIGN, INNENARCHITEKTUR, EVENT ENGINEERING,  
PRODUKTDESIGN, MANAGEMENT BY DESIGN UND VIELES MEHR.

**JETZT ANMELDEN: [NDU.AT](http://NDU.AT)**



**NEW DESIGN  
UNIVERSITY**  
PRIVATUNIVERSITÄT ST. PÖLTEN



Die New Design University ist die Privatuniversität der Wirtschaftskammer NÖ und ihres WIF!

# Von Rohprodukten- und

Gerald Lamprecht

Die moderne jüdische Gemeinde von Graz hatte ihren Ausgangspunkt in den neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten, die die Öffnung der Jahrmärkte von Graz, Klagenfurt und Laibach/Ljubljana durch das Hofdekret von Joseph II. am 9. September 1783 bot. Zahlreiche jüdische Händler, vorrangig aus dem benachbarten Westungarn, folgten der Einladung und boten ihre Waren am Mittfasten- und Ägydimarkt zum Kauf an. Sie waren, entsprechend der kaiserlichen Intention zur Förderung des Transfers vor allem landwirtschaftlicher Produkte zwischen den östlichen und westlichen Ländern der Monarchie, in der Mehrheit Rohprodukthändler. So zählte beispielsweise die „steyermärkische Provinzialhandelskommission“ im Jahr 1834 unter den 640 Händlern 387 Juden, wobei deren vorrangige Handelsgüter Baumwolle, Tücher und Leinwand waren.<sup>1</sup>

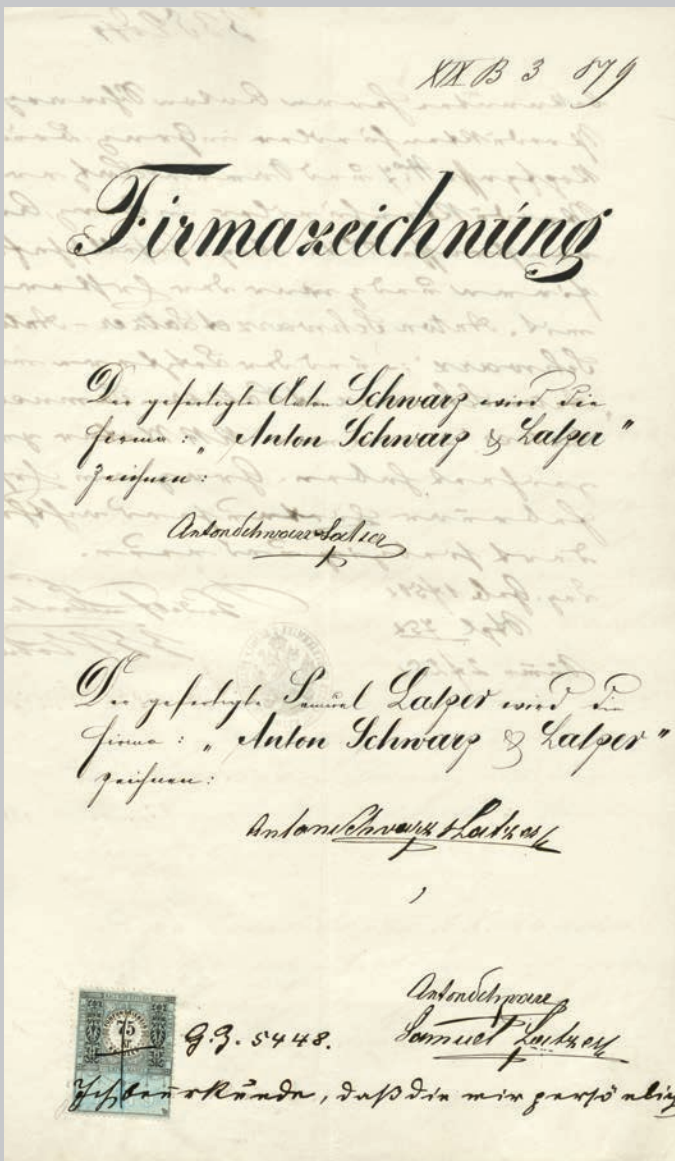
Nur etwa zwei Jahrzehnte später, als die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848 mit ihren rechtlichen Folgewirkungen die Basis für den Aufbau einer kleinen jüdischen Gemeinde ermöglichte, waren es unter anderen diese Rohprodukthändler, die im Jahr 1863 als losen Zusammenschluss einzelner Grazer jüdischer Familien die „Israelitische Corporation“ gründeten. Ihr Ziel war der Aufbau einer Gemeindeinfrastruktur mit Synagoge, Friedhof, Schule und koscheren Speiselokalen. 1869, zwei Jahre, nachdem das Staatsgrundgesetz die staatsbürgerliche Gleichstellung für alle Juden gebracht

hatte und sich der Zuzug von Jüdinnen und Juden nach Graz vergrößerte, wurde schließlich die „Israelitische Kultusgemeinde“ (IKG) ins Leben gerufen. An ihrer Gründung waren den Unterlagen der Statthalterei zufolge 78 Männer beteiligt. Viele von ihnen kamen aus den Gemeinden Güssing und Schlaining und prägten über viele Jahre das Gemeindeleben.<sup>2</sup> Bis zum Jahr 1912, als mit Simon Rendi ein in der ganzen Monarchie erfolgreicher Tuchhändler aus Waag-Neustadt/Nové Mesto nad Váhom in Oberungarn (heute Slowakei) das Amt des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde übernahm, führten mit den Rohprodukthändlern Max Pollak, Anton Schwarz, Moritz Fürst, Heinrich Pollak und Bernhard Biller beinahe ausschließlich Güssinger die Geschicke der jüdischen Gemeinde.<sup>3</sup>

Von den 78 Gründerfamilien waren 95 Prozent dem Bereich Handel zuzurechnen. Knapp ein Drittel gab gegenüber den Behörden an, im Bereich des Produkten-, Wein-, Getreide- oder Lederhandels tätig zu sein.<sup>4</sup> In der Regel gründeten die Söhne in Graz zunächst Zweigniederlassungen der elterlichen Betriebe, ehe mit der Fortdauer ihres Aufenthalts und des wirtschaftlichen Aufstiegs der Geschäftsmittelpunkt vollständig nach Graz verlagert wurde. Einzelne Familien etablierten sich in spezifischen Handelssegmenten, wie eben dem Wein-, Leder- und auch dem Kleiderhandel, wobei sie trotz ihres Erfolgs stets eine kleine Gruppe blieben.

# Lederhändlern

## Die Familie Schwarz in Graz



### Die Familien Schwarz: Rohprodukten- und Lederhändler

Unter den ersten Zuwanderern aus Güssing war der Rohprodukten- und Lederhändler Anton Schwarz. 1827 in Güssing geboren, kam er Anfang der 1860er Jahre nach Graz und suchte 1863 gemeinsam mit dem Weinhändler Josef Wechsler bei der Statthaltereirei um die Genehmigung der Gründung der „Israelitischen Corporation“ an. Beide wurden schließlich zu den ersten Repräsentanten der in Graz lebenden jüdischen Familien gewählt, Benedikt Biller und Moritz Fürst, ebenfalls aus Güssing, zu deren Stellvertretern. Ab 1867 war Anton Schwarz auch an der Gründung der Israelitischen Kultusgemeinde beteiligt und stand ihr von 1871 bis 1875 als Präsident vor.

Anton Schwarz war, wie andere Mitglieder seiner Familie, die sich ebenfalls in Graz niedergelassen hatten, im Rohprodukten-, Leder- und Häutehandel tätig.<sup>5</sup> Über seine Lebenssituation zu dieser Zeit gibt unter anderem die Volkszählung aus dem Jahr 1870 Auskunft. Dort gab er als Familienvorstand an, dass er im Bezirk Gries in der

Eintrag der Firma Anton Schwarz & Latzer ins Handelsregister © Steiermärkisches Landesarchiv



Brückenkopfgasse Nr. 7 im ersten Stock in der rückwärtigen Wohnung lebe. Diese bestand aus fünf Zimmern, einer Speisekammer und einer Küche. Im Haushalt lebten auch seine 1837 in Güssing geborene Ehefrau Johanna Hani sowie die Kinder Rosi (1858 in Güssing geboren) und die in Graz geborenen Bernhard (1867), Hermina (1868) und Samuel (1869). Zusätzlich waren noch die Köchin Maria Brunner (geb. 1849 in Katsch, Bez. Murau), das Kindermädchen Rosa Ritter (Retter, geb. 1853 in Leutschach) und die Amme Magdalena Kapantsch (geb. 1842 in Graz) Mitglieder des Haushalts, alle drei katholisch. Der zusätzlich angeführte Hausknecht Franz Feisnik wohnte in der unmittelbaren Nachbarschaft in Gries 996. Im ganzen Haus gab es laut Volkszählungsbogen elf Familien, wobei die Familie Schwarz zu diesem Zeitpunkt die einzige jüdische war. Das änderte sich bis zur nächsten Volkszählung im Jahr 1880. Bei dieser wurden im Haus 19 Parteien geführt, darunter mit Grünhut, Loewy, Neumann, Pollak und Schwarz fünf jüdische Familien. Bei der Familie Pollak handelte es sich um die Verwandten der Ehefrau von Anton Schwarz, die als Johanna Hani Pollak in Güssing geboren worden war.

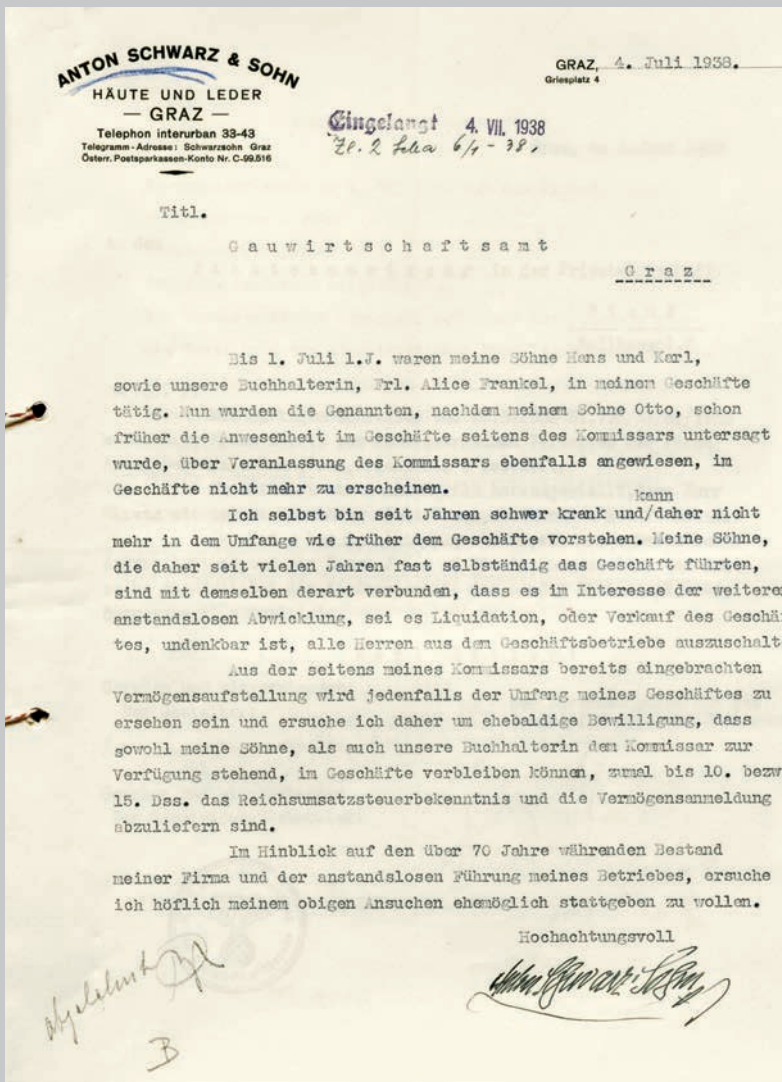
Anton Schwarz betrieb ab 1869 eine Firma in der Brückenkopfgasse 2, ab 1879 unter dem Namen „Anton Schwarz & Latzer“ gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Samuel Latzer aus Güssing. Nach dessen Tod 1885 wurde der Betrieb zunächst unter dem Namen „Anton Schwarz“ weitergeführt, ehe Anton und sein

Sohn Samuel 1897 die Leder- und Häutehandlung „Anton Schwarz & Sohn“ gründeten, die ihren Sitz nun am Griesplatz 4 hatte. In der Brückenkopfgasse befand sich jedoch weiterhin das Magazin. Anton Schwarz verstarb 1902, danach betrieb Samuel die Firma mit seiner Ehefrau Ella Nelly weiter. Gemeinsam mit dem 1885 in Graz geborenen Karl Schwarz – die verwandtschaftlichen Beziehungen sind unklar – erwarb er im Jahr 1927 das Haus in der Brückenkopfgasse 7, was auch als Ausdruck seines wirtschaftlichen Erfolgs zu sehen ist.

Auch die Wurzeln von Karl Schwarz lagen in Güssing. Er wurde im Dezember 1885 als Sohn des aus Güssing stammenden und seit 1875 in Graz tätigen Lederhändlers Jakob Schwarz (geb. 1844) und dessen Ehefrau Jenny geboren.<sup>6</sup> In der Brückenkopfgasse 7, wo die Familie ebenfalls seit 1901 lebte, und später am Griesplatz 11, wohin er selbst 1919 gezogen war, betrieb er den Lederkommissionshandel und die Agentur „J. & K. Schwarz“. Diese Firma hatte er gemeinsam mit seinem Vater im Jahr 1912 gegründet. Nach dem Tod von Jakob war er Alleineigentümer. Karl war mit Stefanie, geb. Fassel (geb. 1895) verheiratet; sie hatten gemeinsam vier Kinder: Fritz (geb. 1920), Jakob (geb. 1923), Ruth (geb. 1925) und Mirjam (geb. 1930).

Ebenso wie der ältere Anton Schwarz war auch Karl Schwarz in der jüdischen Gemeinde aktiv und engagierte sich vor allem für den Zionismus. Er war an führender Stelle in zionistischen Vereinen tätig und förderte diese





Schreiben von Samuel Schwarz an das Gauwirtschaftsamt, 4. 7. 1938 © Steiermärkisches Landesarchiv

Linke Seite, links: Firmenstempel von J & K Schwarz © Steiermärkisches Landesarchiv

Linke Seite, rechts: Überstempelter Briefkopf der Firma Anton Schwarz und Sohn nach der erzwungenen Übernahme durch Rudolf Brezina © Steiermärkisches Landesarchiv

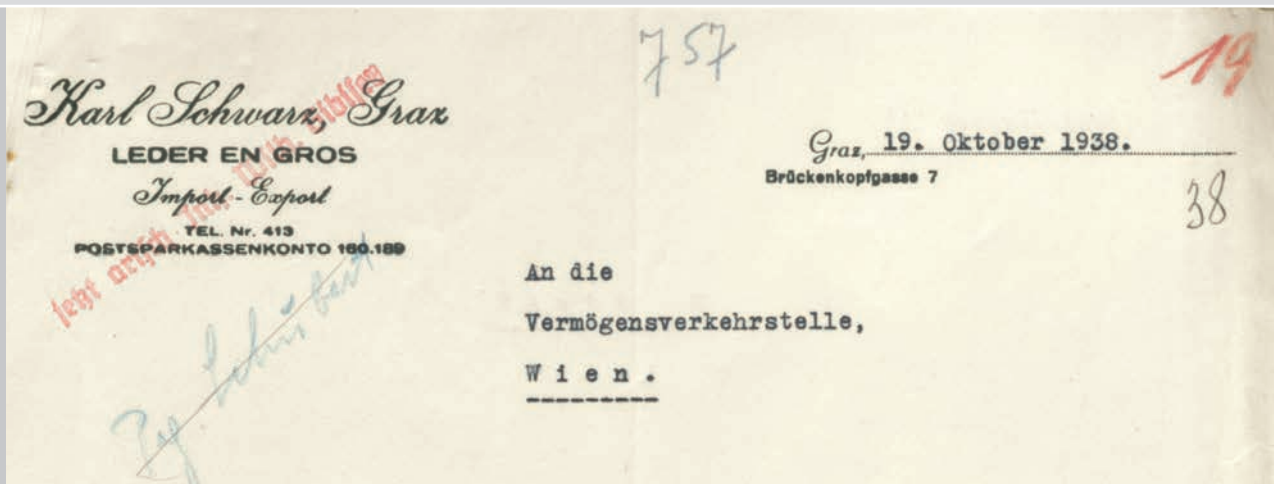
sowohl durch großzügige Spenden als auch durch die Zurverfügungstellung einer Wohnung in seinem Haus am Griesplatz. Zudem war er in den 1930er Jahren Vizepräsident der Israelitischen Kultusgemeinde.<sup>7</sup>

## Raub und Vertreibung

Mit dem „Anschluss“ 1938 setzte auch für die Familien Schwarz die Verfolgung und Zerstörung ihrer bürgerlichen Existenz ein. Dabei ging es den Nationalsozialisten nicht nur um den Raub des jüdischen Eigentums, sondern zugleich auch um aktive Wirtschaftspolitik im Sinne gewerblicher „Flurbereinigung“. Konkret wurde das Ziel verfolgt, mittels der Liquidation eines Großteils

der von Jüdinnen und Juden geführten Betriebe in einzelnen Gewerbesparten bis dahin unliebsame Konkurrenz dauerhaft auszuschalten und nur jene Betriebe weiterzuführen, die für den Wirtschaftsstandort sowie die Kriegswirtschaft von Relevanz waren. Das bedeutete für die Steiermark, dass von 513 im Zuge der „Arisierung“ erfassten Betrieben 413 liquidiert wurden.<sup>8</sup> In diesen Fällen mussten die Gewerbeberechtigungen zurückgelegt. Sie konnten auch nicht von den „Arisieren“ übernommen werden. 1938 waren den Angaben der Nationalsozialisten zufolge in Graz elf Personen, die laut Nürnberger Gesetzen als „Juden“ verfolgt wurden, im Bereich des Lederhandels oder der Lederfabrikation tätig. Dazu zählten auch Karl Schwarz und Samuel Schwarz.





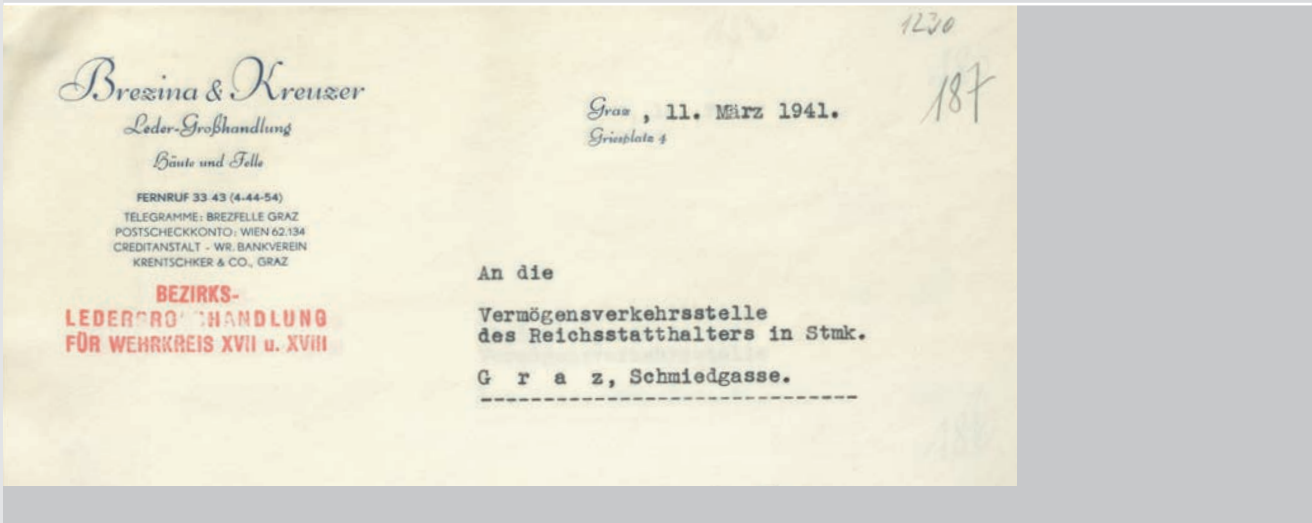
Nachdem beide Betriebe wirtschaftlich sehr erfolgreich gewesen waren, setzte unmittelbar nach der Machtübernahme ein Wettlauf nationalsozialistischer Konkurrenten um die Übernahme ein. So wurde im Mai 1938 im Betrieb von Samuel Schwarz ein Kaufmann aus Radkersburg namens Josef Siretz als kommissarischer Verwalter eingesetzt. Letztlich wurde die Firma aber im November 1938 vom Partei- und SS-Mitglied Rudolf Brezina „arisiert“. Er war in der Zwischenkriegszeit als Einkäufer im Leder- und Holzhandel tätig gewesen, auf Grund seiner illegalen nationalsozialistischen Aktivitäten zunächst in Haft und 1935 nach Deutschland geflüchtet. Die Übernahme des Betriebs von Samuel Schwarz, den er zunächst gemeinsam mit dem späteren Leiter der Vermögensverkehrsstelle Graz Reinhard Brandner führte, war für Brezina eine Wiedergutmachung für die Zeit der „Illegalität“. <sup>9</sup> Im November 1940 stieg der Gerbermeister und Kaufmann Anton Kreuzer als Hälfteeigentümer in die Firma ein, womit die ehemalige Lederhandlung „Anton Schwarz & Sohn“ fortan unter „Brezina & Kreuzer“ firmierte. <sup>10</sup> Geschäftsadresse war Griesplatz Nr. 4.

Die Vermögensverkehrsstelle Graz bezifferte den Wert des Unternehmens mit rund 360.000 Reichsmark, womit die Bedeutung des Lederhandels von Samuel Schwarz nochmals untermauert wurde. Schließlich wurde die Firma „Anton Schwarz & Sohn“ am 11. Juli 1939 aus dem Handelsregister gelöscht. Samuel Schwarz, zu diesem Zeitpunkt im siebzigsten Lebensjahr, verstarb

am 28. Mai 1939 in Wien. Als Erben wurden seine Ehefrau Nelly sowie die Söhne Hans (geb. 1902) und Karl (geb. 1904) eingesetzt. Während Hans Schwarz Anfang Februar 1945 in Dachau umkam, <sup>11</sup> konnte Nelly Schwarz nach Buenos Aires fliehen. <sup>12</sup> Das weitere Schicksal des zweiten Sohnes, Karl, ist ungewiss.

Auch der zweite Großbetrieb „J. & K. Schwarz“ (Eigentümer Karl Schwarz), wurde unmittelbar nach der NS-Machtübernahme „arisiert“, als kommissarischer Verwalter wurde Walter Peierl eingesetzt. Mit Wilhelm Gibiser kam der Sohn des gleichnamigen bekannten Lederhändlers und langjährigen Obmanns der Fachgenossenschaft der Leder- und Schuhartikelhändler in Graz bei der „Arisierung“ zum Zug. Gibiser, am 15. Juli 1907 in Graz geboren, war seit 1931 Mitglied der NSDAP. Er war schon früh für die Nationalsozialisten auf der Straße und wurde wiederholt wegen politisch motivierter Gewaltdelikte verhaftet. Auch für ihn war die „Arisierung“ der Lederhandlung Schwarz eine Wiedergutmachung für die illegale Tätigkeit während der Zeit des autoritären Ständestaats und ermöglichte ihm und seiner Familie, den Lederhandel in Graz noch stärker zu bestimmen.

Die Firma „J. & K. Schwarz“ wurde im März 1939 aus dem Handelsregister gelöscht. Das Haus am Griesplatz 11 wurde von Franz und Rosa Stegmüller, der Hausanteil der Brückenkopfgasse 7 von Alois Möth und Viktor Schwarz „arisiert“, wie die Familie auch weiterer Liegenschaften beraubt wurde.



## Nachkrieg

Nelly Schwarz konnte nach Argentinien fliehen, von wo aus sie im Juni 1950 einen Rückstellungsantrag einbrachte. Zu diesem Zeitpunkt stand der ehemalige Betrieb von Samuel Schwarz bereits seit August 1948 unter öffentlicher Verwaltung. Rudolf Brezina war im September 1948 vom Volksgericht Graz wegen Illegalität (§11 VG) zu 18 Monaten schweren Kerkers und Vermögensverfall verurteilt worden. Vom Vorwurf der missbräuchlichen Bereicherung (§6 KVG) im Zuge der „Arisierung“ der Lederhandlung „Anton Schwarz & Sohn“ war er jedoch freigesprochen worden. Schließlich wurde das Rückstellungsansuchen von Nelly Schwarz mit 8. Mai 1951 negativ beschieden, da, so die Finanzlandesdirektion für Steiermark in Graz in ihrer Begründung, die für die Rückstellung in Frage kommenden Gegenstände nicht Teil des verfallenen Vermögens von Brezina seien.<sup>13</sup> Nachdem gegen diesen Bescheid kein Einspruch erhoben wurde, kam es zu keiner Rückstellung. Im Juli 1950 ging Brezina in Konkurs und die Firma „Brezina & Kreuzer“ wurde mit Ende Dezember 1950 aus dem Handelsregister gelöscht.

Der zweite enteignete Lederhändler, Karl Schwarz, konnte mit seiner Familie nach Palästina emigrieren und lebte mit ihr in Tel Aviv. 1949 beantragte er die Rückstellung des entzogenen Vermögens seiner Leder-großhandlung in der Brückenkopfgasse 7 und erzielte

*Briefkopf der Firma Brezina & Kreuzer nach der „Arisierung“ © Steiermärkisches Landesarchiv*

*Linke Seite: Überstempelter Briefkopf der Firma Karl Schwarz nach der erzwungenen Übernahme durch Wilhelm Gibiser © Steiermärkisches Landesarchiv*

[noe.arbeiterkammer.at/akblitz](http://noe.arbeiterkammer.at/akblitz)



mit Wilhelm Gibiser einen Rückstellungsvergleich. Dieser war zudem bereits am 16. Oktober 1947 vom Volksgericht Graz wegen Illegalität (§11 VG) und Missbräuchlicher Bereicherung (§6 KVG) zu 15 Monaten schweren Kerkers verurteilt worden.

Nach Graz kehrte die Familie Schwarz nach 1945 nicht mehr zurück. Jakob Schwarz, der Sohn von Karl, begründete das anlässlich einer Einladung nach Graz im Jahr 1992 in einem Interview mit der Erinnerung an die schrecklichen Geschehnisse ebenso wie mit dem Umstand, *daß Israel das einzige Land der Welt ist, wo es keinen Antisemitismus gibt.*<sup>14</sup>

### Jakob Schwarz – Lebenserinnerungen

Über seine Erlebnisse im Jahr 1938 berichtete Jakob Schwarz, der mit der Jugend-Alija nach Palästina gelangt und mit der ebenfalls aus Graz stammenden Edith verheiratet war, in einem Interview im Jahr 1997:

*Am 10. November, als der Tempel in der Nacht verbrannt ist, hat man uns in der Nacht herausgeholt und nach Puntigam zum Friedhof geführt. Es sind SS-Leute in unsere Wohnung gekommen. Mein Vater war Vizepräsident der Gemeinde. Man hat uns herausgeholt, die ganze Familie, und hat uns zu Fuß nach Abtissendorf südlich von Graz gebracht und auf dem Weg haben wir müssen alle Pflastersteine tragen, damit es nicht so einfach ist. Als wir dort angekommen sind, hat man uns aufgestellt in einer Reihe und hat gesagt, man soll sich in zwei Reihen aufstellen, vis à vis voneinander und man hat uns gesagt, wir sollen einer den anderen schlagen. Ich bin auf der einen Seite gestanden, mein Vater ist auf der anderen Seite gestanden, so war eine ganze Reihe von Leuten, hauptsächlich von unserer Familie, meine Cousinen, die aus den anderen Häusern zusammen waren. Meine Cousine, die heute in Großbritannien lebt, und die andere, die heute in Los Angeles lebt. Dann haben wir uns geschlagen, natürlich haben wir alle nicht so fest geschlagen. Dann haben sie gepfiffen mit einer Trillerpfeife: aufhören. Da haben wir uns alle wieder aufgestellt und sie haben gesagt: Jetzt werden wir euch zeigen, wie man richtig schlägt!*

*Nachdem sie uns das gezeigt hatten, haben sie gesagt: So, jetzt noch einmal, aber richtig. Und so ist das die ganze Nacht gegangen, das alles mit gezogenem Revolver, wir waren alle sicher, daß wir lebend von hier nicht herauskommen. In der Früh sind Lastautos gekommen und haben alle älteren Leute aufgeladen. Ich bin damals noch sehr klein und sehr jung gewesen, ich war damals 14 Jahre. [...]*

*Was ich noch vor dem 10. November dazu sagen möchte. Mein Vater hat ein Ledergeschäft gehabt. Er war kein armer Mann, er war sehr wohlhabend. Ins Geschäft ist reingekommen sein Konkurrent, sein Name war Gibiser, und er hat gesagt: Herr Schwarz, bitte gehen Sie heraus, jetzt bin ich der Eigentümer von dem Geschäft. Die Häuser, die wir gehabt haben in Graz, sind auch arisiert worden, auf ähnliche Weise, so daß mein Vater fast mittellos, mit vier kleinen Kindern auswandern mußte, oder auswandern konnte. Hier in Israel hat er von vorne anfangen müssen für den Lebensunterhalt aufkommen. Es war nicht leicht hier ein Geschäft aufzumachen, ein Ledergeschäft, das so winzig war im Vergleich mit dem Geschäft in Graz. Und mit vier Kindern war das überhaupt keine leichte Sache. [...]*

*Religiös [war der Vater] in einer ganz anderen Art und Weise. Er ist in den Tempel gegangen, weil er müssen hat. Er war Funktionär. Am Samstag war das Geschäft geschlossen. Meine Mutter durfte am Samstag nicht nähen und keine Hausarbeiten machen. Mein Vater hat gemeint, was man die ganze Woche macht, macht man am Samstag nicht. Mit Religion hat das aber nicht viel zu tun gehabt, weil so haben wir wenigstens am Samstag den Vater zuhause gehabt. Normalerweise ist er, nachdem er am Abend das Geschäft zugesperrt hat, zu Vorträgen gefahren für die Kultusgemeinde und Geschäfte[n] für die Kultusgemeinde. Am Samstag haben wir ihn gesehen und haben Ausflüge gemacht. Mit dem Auto sind wir gefahren. Es war eine ganz eigene Art von Frömmigkeit. Er ist aber auf eine andere Art fromm gewesen. Er hat zum Beispiel gesagt, der Mensch wird nie auf den Mond fliegen, denn der liebe Gott läßt sich nicht bei den Füßen kitzeln.<sup>15</sup>*

## Anmerkungen

- 1 Franz Jäger, *Wirtschaftsgeschichte 1800 bis 2000*. In: Walter Brunner (Hg.), *Geschichte der Stadt Graz. Bd. 2: Wirtschaft – Gesellschaft – Alltag*. Graz 2003, S. 208.
- 2 Robert Sonnenwald, *Epilog zu den Grazer Kultusratswahlen*. In: *Wiener Morgenzeitung*, 17. 4. 1926, S. 2.
- 3 Vgl. Gerald Lamprecht, *Fremd in der eigenen Stadt. Die moderne jüdische Gemeinde von Graz vor dem Ersten Weltkrieg*. Innsbruck-Wien-Bozen 2007, S. 287–289; *Stadtarchiv Graz (StAG), Meldekartei*.
- 4 *Ebda*, S. 148.
- 5 *StAG, Meldebuch der Stadt Graz*.
- 6 *Archiv der IKG Graz, Geburtsmatrikeln, Bd. 1*.
- 7 Vgl. Gerald Lamprecht, *Familie Schwarz – Lederhändler*. In: Heimo Halbrainer, Ders. (Hg.), *Jüdischer Gries. Eine Spurensuche*. Graz 2022, S. 137–147.
- 8 *Statistische Aufstellung über die VVSt, Graz vom 16. 1. 1941*. Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), *L.Reg. Arisierungen. Diverse Akten 1937–*.
- 9 *StLA, L.Reg. Arisierungen, HG (Handel und Gewerbe) 1230*.
- 10 *Anmeldung zum Handelsregister, 12. 11. 1940, StLA, LG ZRS Graz HRA 820/1958*.
- 11 *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Hans Schwarz. Laut Angaben von Nelly Schwarz ist Hans Schwarz 1942 in Italien ums Leben gekommen. Diese Angabe weicht in Bezug auf das Todesdatum und den Todesort vom Eintrag in der Datenbank des DÖW ab*.
- 12 *StLA, FLD Rückstellungsakten-L-17-0686-1950*.
- 13 *Finanzlandesdirektion für Steiermark in Graz, 8. 5. 1951, StLA, FLD Rückstellungsakten-L-17-0686-1950*.
- 14 *Alexander Strobl, Suche nach der gestohlenen Jugend*. In: *Die Steirische Wochenpost*, 17. 7. 1992.
- 15 *Edith und Jakob Schwarz, Interview am 1. 12. 1997 in Jaffa, durchgeführt von Petra Kern*.



# STABILITÄT & SICHERHEIT



Gemeinsam jeden Tag  
**FÜR FAIRNESS**

# „Durch und durch österreichisch“

## Trachtenmode als Element

Merle Bieber

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl von Fotografien, die Jüdinnen und Juden in alpiner Tracht und Trachtenmode zeigen. Zunächst sind auf ihnen Vertreterinnen und Vertreter der Oberschicht sowie bekannte jüdische Persönlichkeiten in gestellten Atelieraufnahmen oder in privaten Räumlichkeiten wie auch in der Natur zu sehen. Ab den 1920er Jahren, nach dem Ende der k. u. k. Monarchie, nehmen diese Bildquellen sprunghaft zu und zeigen nun auch umfangreich Personen der Mittelschicht, ganz vereinzelt auch solche der ärmeren Schichten. Kinderaufnahmen sowie Familienfotos dominieren, die in der lockeren Atmosphäre von Ausflügen im Umland von Wien wie auch während der Sommerfrische aufgenommen wurden.

Auf den ersten Blick mögen diese Fotografien heutige Betrachter erstaunen, gilt Tracht und Trachtenmode doch allgemein als österreichisches Nationalgewand, höchstens noch in einigen Trachteninseln getragen, und wird deshalb kaum mit jüdischen Trägerinnen und Trägern in Verbindung gebracht. Allerdings ist zu bedenken, dass ab 1900 bis 1938 innerhalb der jüdischen Bevölkerung eine breite Gruppe existierte, die als Teil der Ober- und Mittelklasse dieselben Verhaltensweisen und Interessen aufwies wie andere Österreicherinnen und Österreicher ihrer Gesellschaftsschicht.

Über ihr Selbstverständnis informieren Memoirenzeugnisse, somit Erinnerungen der Generation der zwischen 1900 und 1930 Geborenen, die ihre eigenen Erlebnisse verarbeiteten und Wissen über ihr Elternhaus sowie bisweilen auch über ihre Großeltern einbringen konnten. Ihre Selbstzeugnisse geben Aufschluss über Fragen der eigenen Identität, etliche werden durch Familienfotos in Tracht ergänzt und manche der Autorinnen und Autoren gehen sogar auf ihr persönliches Verhältnis zu Tracht ein. Der vorliegende Beitrag greift unter den erhaltenen Selbstzeugnissen exemplarisch auf jene von Marjorie Perloff<sup>1</sup> sowie von Martin Karplus<sup>2</sup>, späterer Nobelpreisträger, beide Mitglieder der jüdischen Oberschicht, auf diejenige von Martin Freud<sup>3</sup>, Sohn des berühmten Sigmund Freud, von Ari Rath<sup>4</sup>, George Clare<sup>5</sup> und Lisa Leist de Seiden<sup>6</sup> als Mitglieder der Mittelschicht sowie auf die Erinnerungen von Walter Fantl-Brumlik<sup>7</sup>, Sohn gläubiger Landjuden, zurück. In ihren Erinnerungen spiegelt sich das auch von der Wissenschaft geformte Bild, wonach sich ein beträchtlicher Teil der niederösterreichischen und Wiener jüdischen Bevölkerung als Österreicherinnen und Österreicher fühlte. Vielfach beschrieben sie sich selbst als „assimiliert“ oder aus einer „assimilierten Familie“ stammend.



# der Akkulturation und Identität



*Ernst, Jean Martin und Oliver  
Freud, ca. 1900 © Freud Museum  
London IN264*

## Schlaglichter eines Selbstverständnisses

Diese Selbstbeschreibung ist dem heutigen Gebrauch des Begriffs folgend zu hinterfragen, weil „Assimilation“ von einem völligen Aufgehen in der Mehrheitsgesellschaft ausgeht. Zwar erfolgte bei zahlreichen Wiener Jüdinnen und Juden eine äußerliche Angleichung hinsichtlich der Sprache, Freizeitgestaltung und in der Kleidung, doch behielten sie – in unterschiedlicher Ausprägung – eine Gruppenidentität bei, weswegen von „Akkulturation“ gesprochen wird. Es war eine Schicht entstanden, deren Mitglieder sich als österreichisch, Wienerin bzw. Wiener und jüdisch sahen und sich selbst als integriert empfanden. Das Spektrum reichte von Menschen, die konvertiert waren oder die jüdische Religion nicht mehr praktizierten, über jene, die an Samstagen arbeiteten oder die rituellen Speisevorschriften nicht einhielten, womöglich Weihnachten und die Bar Mizwa feierten, bis hin zu denjenigen, die in der Synagoge heirateten wie auch auf dem jüdischen Friedhof bestattet werden wollten. Auch ein Leben streng nach religiösen Riten des Judentums war mit den Erfordernissen eines Zusammenlebens im katholischen Wien vereinbar. Der Grad der Angleichung und auch das Verständnis davon war höchst individuell und zog sich auch durch die einzelnen Familien. So verortete Marjorie Perloff (geb. 28. 9. 1931 in Wien als Gabriele Mintz) ihre Familie in der Wiener Oberschicht, die sich mehr als Österreicher und weniger als Juden fühlte: *Denn meine Familie war voll assimiliert, und viele meiner Verwandten waren Anfang des Jahrhunderts als Katholiken oder Protestanten getauft worden. (...) Kultiviert, intellektuell und ein bisschen snobistisch, wie sie waren, erachteten sie Kultur als ihre wahre Religion. Noch lang nach der Auflösung des großen Habsburger Reiches 1918, auch noch lang nach dem „Anschluss“ von 1938, waren sie stolze Wiener: stolz darauf, Erben dieser reichen kulturellen und künstlerischen Tradition zu sein.*<sup>8</sup> Für den späteren Nobelpreisträger Martin Karplus (geb. 15. 3. 1930 in Wien) gehörte seine ursprünglich aus Lemberg in Galizien stammende mütterliche Linie zu den „Weihnachts-

*baumjuden“, wie sie umgangssprachlich genannt wurden, das heißt, sie waren „assimilierte Juden“, praktizierten die jüdische Religion nicht mehr und hatten sich damit weit von den rabbinischen Ursprüngen der Familie entfernt.*<sup>9</sup> Martin Freud (geb. 7. 12. 1889 als Jean Martin Freud in Wien, gest. 25. 4. 1967 in Hove/Sussex, England), das zweitgeborene Kind Sigmund Freuds, der mit seinen Geschwistern *ohne irgendeine Unterweisung in jüdischen Riten*<sup>10</sup> aufwuchs, beschrieb die Freuds als Wiener Mittelklassefamilie. Die meisten seiner Freunde seien damals „Nichtjuden“ gewesen,<sup>11</sup> er und seine Ge-



schwister *entschiedenste Royalisten*.<sup>12</sup> Von Ari Rath (geb. 6. 1. 1925 in Wien als Arnold Rath, gest. 13. 1. 2017, Wien) ist überliefert, dass er seine Familie als *typische moderne jüdische Familie der dreißiger Jahre in Mitteleuropa*<sup>13</sup> ansah. *Mein Vater hatte sich bereits vollständig an die westeuropäischen Werte und Gebräuche angepasst, obwohl er ursprünglich aus einer angesehenen Rabbiner-Familie stammte. (...) Wir fühlten uns als gebürtige Wiener, auch wenn wir ab und zu von länger Ansässigen und eher assimilierten Wiener Juden abfällig als „polnische Juden“ verspottet wurden.*<sup>14</sup> Gleichfalls der Mittelschicht entstammte Lisa Leist de Seiden (geb. 8. 1. 1929 in Wien), deren Vater Friedrich, ein ausgebildeter Chemieingenieur, auch als Teppichhändler und Cafetier den Unterhalt der Familie bestritt. In Lisas Kindheit spielte der jüdische Glaube keine wesentliche Rolle und ihre Familie feierte christliche Feste wie Weihnachten und Ostern. In ihren Erinnerungen erklärt sie das Selbstverständnis ihrer Familie: *Wir waren vor allem Österreicher. Wegen unserer jüdischen Religion fühlten wir uns nicht besser und nicht schlechter. Wie so viele andere in jener Zeit waren wir wie üblich integriert, unsere Freunde waren nur Freunde, und es kümmerte uns nicht, ob sie jüdische Wurzeln hatten oder nicht. Wir lebten in guten wirtschaftlichen Verhältnissen und auf einem hohen kulturellen Niveau.*<sup>15</sup> George Clare (geb. 21. 12. 1920 in Wien als Georg Peter Klaar, gest. 26. 3. 2009 in Newmarket/Suffolk, England) beschreibt in seinem Buch „Letzter Walzer in Wien“ die Haltung mancher in Wien geborenen Jüdinnen und Juden in drastischen Worten: *In Wien geborene Juden, und ich war bereits ein Wiener der zweiten Generation, empfanden eine gewisse Abneigung gegenüber den weniger assimilierten Juden aus dem Osten. Wir waren, oder glaubten es wenigstens zu sein, so ganz anders als die bärtige, kaftangewandete Gesellschaft. Wir waren nicht bloß Österreicher, wir waren Deutsch-Österreicher!*<sup>16</sup>

Einen anderen gesellschaftlichen Hintergrund besaß Walter Fantl-Brumlik (geb. 6. 3. 1924 in Loosdorf, Niederösterreich, gest. 24. 10. 2019 in Wien), der seine



Georg, Ernst und Stella Klaar in Goisern 1921. Entnommen aus: George Clare, *Letzter Walzer in Wien. Die Geschichte einer Familie bis 1938*. Mandelbaum-Verlag, Wien 2018, S. 105 © George Clare

Linke Seite: Sigmund und Anna Freud in Italien, 1913 © Freud Museum London IN48

Familie mit den Worten beschrieb: *Wie waren, wie man damals gesagt hat, ganz gewöhnliche Landjuden.*<sup>17</sup> Walter Fantl-Brumlik wuchs in der kleinen Sommerfrische Bischofstetten nahe St. Pölten auf, wo seine Eltern ein Kaufhaus betrieben.<sup>18</sup> Seine Familie bezeichnete er als *religiös, aber nicht fromm*.<sup>19</sup> In seinen Augen lebten sie kaum anders als ihre Nachbarn, versuchten aber, als die einzigen Juden des Ortes, die Gebote einzuhalten, um ihre Identität zu bewahren.<sup>20</sup> Walter Fantl-Brumlik empfand seine Familie im Ort als integriert. Sein Vater war Schriftführer bei der Freiwilligen Feuerwehr und spielte



sonntags in einer Tarockrunde, an deren Tisch gelegentlich auch der örtliche Pfarrer und dessen Kaplan Platz nahmen.<sup>21</sup> Seine Bar Mizwa feierte Walter Fantl-Brumlik in der St. Pöltner Synagoge, tags darauf in Bischofstetten mit Verwandten und Freunden aus dem Ort.<sup>22</sup>

### Kein einheitliches Bild

Die Berichte lassen anklingen, dass die Anpassung oder Angleichung sehr individuell und quer durch die Familien verlief. So war Marjorie Perloffs Vater mit dem Judentum verbunden, während Mitglieder ihre mütterlichen Linie die jüdischen Wurzeln herunterspielten.<sup>23</sup> Für George Clare bestand innerhalb seiner Familie ein Mentalitätsunterschied zu den ostjüdischen Verwandten. Nuancierte und auch starke Unterschiede im gelebten Glauben werden in Walter Fantl-Brumliks und Ari Rath's Familie sichtbar. Die Selbstzeugnisse verdeutlichen außerdem, dass sich die Wiener jüdische

Bevölkerung vorwiegend aus Zuwanderern bzw. deren Kindern zusammensetzte. Martin Freuds Vater Sigmund war in Freiberg in Mähren geboren. Seine Mutter Martha stammte aus Hamburg und war Enkelin des Hamburger Oberrabbiners Isaak Bernays. Ari Rath's Eltern kamen beide aus Galizien,<sup>24</sup> während die väterliche Linie des in Wien geborenen Martin Karplus aus dem österreichisch-schlesischen Hotzenplotz stammte. Die Familie seiner Mutter war ursprünglich in Lemberg ansässig.<sup>25</sup>

### Die Entstehung des Wiener Judentums

Um 1840 besaßen etwa 4.000 Jüdinnen und Juden in Wien das Heimatrecht. 1869 lebten bereits 40.230 Juden in Wien, 1890 schon 118.495,<sup>26</sup> weshalb Wien am Vorabend des Ersten Weltkriegs mit über 175.000 Mitgliedern die größte jüdische Gemeinde in West- und Mitteleuropa beherbergte.<sup>27</sup> Der Beginn der Migrationsbewegung ist mit dem Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember





*Lisa Leist und ihr Cousine Edith Wang,  
Altaussee 1936 oder 1937 © Lisa Leist de Seiden*

*Linke Seite: Lisa Leist in Lederhose und  
Trachtenjanker beim Spielen mit ihrem Krämer-  
laden auf dem Balkon des Elternhauses in der  
Eckpergasse, Wien 18 © Lisa Leist de Seiden*

1867 feststellbar, das den Jüdinnen und Juden gleiche Bürgerrechte garantierte und die für sie bestehenden Ansiedlungsbeschränkungen aufhob. In den ersten beiden Zuwanderungswellen strömten insbesondere Jüdinnen und Juden aus den Kronländern Böhmen, Mähren sowie aus Ungarn nach Wien, in einer dritten Welle zwischen 1890 und 1910 stieg die Zahl der „Galizier“ signifikant an.<sup>28</sup>

Die meisten dieser jüdischen Zuwanderer verstanden sich als bürgerlich, sprachen deutsch, waren Verfechter der deutschen Aufklärung und sahen ihre Heimat in der deutschen Geisteskultur. Die Reichshaupt- und Residenzstadt als das imperiale Zentrum der Habsburgermonarchie bot ihnen nicht alleine Sicherheit vor dem Nationalismus der Böhmen oder Polen, sondern war das Tor zur deutschen und europäischen Geisteswelt. Außerdem war Wien eine aufstrebende Stadt, die als im Entstehen begriffenes Bankenzentrum und Sitz von Industrien gute Aufstiegsmöglichkeiten bot.

In einer Mischung aus jüdischem Bildungsbewusstsein und Goethe'schem Bildungsideal schickten die jüdischen Zuwandererfamilien ihre Söhne überproportional häufig ins Gymnasium und ließen sie ein Studium aufnehmen. Nach nur 40 Jahren bildete sich diese Anstrengung in der Berufsstruktur der Donaumetropole ab. Die Anzahl der Juden, die als Kaufmann und Kleinhändler

ihre Geld verdienen, sank von 55,6 Prozent (1870) auf 33,3 (1910). Demgegenüber waren 1870 nur 2,8 Prozent der Juden Handelsangestellte, 1910 schon 35,2 Prozent.<sup>29</sup> Die Anstellung brachte ein fixes Einkommen, Wohlstand und Status mit sich. Außerdem wandten sich die Nachkommen der jüdischen Zuwanderer zusehends den freien Berufen wie Arzt, Rechtsanwalt und Journalist zu. Steven Beller hält hierzu fest, dass im Jahr 1908 mehr als fünfzig Prozent der im Presseklub Concordia zusammengefassten Journalisten jüdischer Herkunft waren und dieser Prozentsatz bereits um 1890 auch für Ärzte und Rechtsanwälte gegolten habe.<sup>30</sup> Das liberale jüdische Bürgertum war es schließlich auch, dass das Selbstverständnis, die Lebensweise, Ideale und Interessen dieser Gesellschaftsschicht pflegte, Kaffeehäuser besuchte, kunstinteressiert war, dieselbe Freizeitgestaltung hatte, auf Sommerfrische ging und sich dort wie andere Vertreterinnen und Vertreter der Ober- und Mittelschicht in Trachtenmode zeigte.<sup>31</sup>

## **Trachtenmode und Identität der Ober- und Mittelklasse**

Die Angewohnheit, sich als Städter in der Sommerfrische in Tracht oder Trachtenmode zu kleiden, war in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den alpinen Sommerfrischeorten





zu sehen, berichtet auch Marjorie Perloff. *Das Tragen der Volkstracht, die ja den Begriff Heimat repräsentiert, geht in unserer Familie schon auf die Jahrhundertwende zurück*, erklärt sie weiter.<sup>33</sup> Bei den frühen Aufnahmen aus ihrer Familie könnte es sich um gestellte Atelieraufnahmen handeln. Ein Schnappschuss aus dem Jahr 1937 zeigt jedoch ihren Vater, den Perloff mit den Worten beschreibt: *Aber auch noch in Selva [Italien] 1937 trägt mein Vater, der mich an der Hand hält, die typische Tracht – Lodenjanker, Lederhosen, bestickte Hosenträger, weiße Kniestrümpfe und Bergschuhe – womit selbst die kultiviertesten Wiener Städter sich gern als authentische, deutschstämmige Landsleute darstellten.*<sup>34</sup> Diese Bedeutungsebene als Nationalgewand tritt auch bei George Clare hervor, der 1936 seine Sommerfrische in Bad Ischl verlebte und sich dort einer

Gruppe an Jugendlichen anschließen konnte, wodurch er den Aufenthalt sehr genoss: *Wir unternahmen lange Spaziergänge, flirteten und poussierten ein bißchen, wir tanzten und schlenderten die Esplanaden entlang, wir trugen die Tracht der Einheimischen und waren durch und durch österreichisch.*<sup>35</sup>

Auch von Walter Fantl-Brumlik und seiner Schwester Gertrude ist eine Fotografie von etwa 1935 erhalten, sie zeigt die Geschwister vor der Rollfähre in Traismauer (Abb. unten). Gertrude trägt ein Dirndl, Walter eine Lederhose mit weißen Stutzen. Zwar liefert Walter Fantl-Brumlik im Buch über sein Leben keinen Hinweis zu seiner persönlichen Einstellung zu Tracht und Trachtenmode, erzählt aber eine Begebenheit, die an das Foto anknüpft. Sein Vater habe ihm nämlich damals zu verstehen gegeben, dass er zwar die Lederhose tragen könne, nicht aber mit weißen Stutzen. Erst später kam er dahinter, weshalb sein Vater so strikt reagierte: weiße Stutzen waren das Erkennungszeichen der illegalen Nationalsozialisten.<sup>36</sup>

Walter (1924–2019) und Gertrude (1921–1944)  
Fantl-Brumlik an der Donau, im Hintergrund  
die Rollfähre, 1930 © Landessammlungen NÖ



## Resümee

Die zahlreichen Fotografien jüdischer Familien der Mittel- und Oberschicht zeigen, dass das Tragen von Tracht und Trachtenmode als Mittel der Akkulturation fungierte. Dies galt insbesondere für zwei Generationen: Für diejenige, die in den 1920er und 1930er Jahren Kinder waren (also jene Generation, aus der zahlreiche Verfasserinnen und Verfasser von Lebenserinnerungen stammten) sowie für deren Eltern. So konnten Kinder und Jugendliche Trachtenmode zu besonderen Anlässen, wie Lisa Leist und ihre Cousine Edith Wang in der Sommerfrische (Abb. S. 37), aber vermutlich auch im schulischen Alltag tragen (Abb. S. 36), während sich die Generation ihrer Eltern vornehmlich bei Ausflügen und während der Sommerfrischeaufenthalte in Dirndl, Trachtenjanker und Lederhose zeigte – so auch die Eltern von George Clare in Goisern. Den spannenden Aspekt dieser Fotografie (Abb. S. 35) bildet der Umstand, dass die in Galizien geborene und aus einer religiösen Familie stammende Stella Klaar ein Dirndl trägt. Die Generation der Großeltern nahm diesen Modetrend nur vereinzelt an.

Diese Kleidung konnte einfach nur schön und modisch sein. Aus den Berichten der Zeitzeugen wird jedoch auch deutlich, dass manche Jüdinnen und Juden Trachtenmode als Nationalgewand und Teil ihrer österreichischen Identität verstanden. Allerdings formulierte George Clare auch eine bittere Wahrheit: *Wir, die Klaars, gehörten zu den weltlichen Juden mit westeuropäischer Erziehung und Kultur. Wir trugen gute Kleidung, hatten selbst zu Titeln und Würden Zugang, besaßen Einfluß und Wohlstand. Wir waren aber auch unsicher und ängstlich, weil wir wußten, dass die Mehrheit der „Gojim“, glaubte, das alles sei nur Fassade. Sie machten im Grunde keinen wirklichen Unterschied zwischen den kaftantragenden, jiddisch sprechenden Juden mit ihren langen, flatternden Schläfenlocken und dem eleganten Juden (à la Klaar) in den Wiener Kaffeehäusern.*<sup>37</sup>

## Anmerkungen

- 1 Marjorie Perloff, *Wien: America. Paradoxien einer Emigration*. Wien 2013.
- 2 Martin Karplus, *Facetten meines Lebens. Optimismus, Selbstvertrauen und manchmal Glück*. Wien 2022.
- 3 Martin Freud, *Mein Vater Sigmund Freud*. Heidelberg 1999.
- 4 Ari Rath, *Ari heißt Löwe. Erinnerungen*. Aufgezeichnet von Stefanie Oswald. Wien 2012.
- 5 George Clare, *Letzter Walzer in Wien*. Wien 2001.
- 6 Lisa Seiden, *„Bleib immer mit deinem Bruder zusammen.“ Eine Geschichte vom Kindertransport*. Berlin 2018.
- 7 Gerhard Zeillinger, *Überleben. Der Gürtel des Walter Fantl*. Wien 2018.
- 8 Perloff, *Wien* [wie Anm. 1], S. 8.
- 9 Karplus, *Facetten* [wie Anm. 2], S. 19.
- 10 Freud, *Mein Vater* [wie Anm. 3], S. 15.
- 11 Ebda, S. 20.
- 12 Ebda, S. 34.
- 13 Rath, *Ari* [wie Anm. 4], S. 16.
- 14 Ebda und S. 28.
- 15 Seiden, *Bleib immer* [wie Anm. 6], S. 10.
- 16 Clare, *Letzter Walzer* [wie Anm. 5], S. 44.
- 17 Zeillinger, *Überleben* [wie Anm. 7], S. 25.
- 18 Ebda, S. 16.
- 19 Ebda, S. 20.
- 20 Ebda, S. 20–21.
- 21 Ebda, S. 19.
- 22 Ebda, S. 25.
- 23 Perloff, *Wien* [wie Anm. 1], S. 96.
- 24 Rath, *Ari* [wie Anm. 4], S. 11 und 20.
- 25 Karplus, *Facetten* [wie Anm. 2], S. 17 und 25.
- 26 Marsha L. Rozenblit, *Segregation, Anpassung und Identitäten der Wiener Juden vor und nach dem Ersten Weltkrieg*. In: Gerhard Botz, Ivar Oxaal, Michael Pollak, Nina Scholz (Hg.), *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Wien 2002, S. 227–240, hier S. 229.
- 27 Marsha L. Rozenblit, *Die Juden Wiens 1867–1814. Assimilation und Identität (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes 11)*. Wien–Köln–Graz 1988, S. 12.
- 28 Ebda, S. 29.
- 29 Ebda, S. 59, Tabelle 3.2.
- 30 Steven Beller, *Soziale Schicht, Kultur und die Wiener Juden um die Jahrhundertwende*. In: Botz, Oxaal, Pollak, Scholz (Hg.), *Eine zerstörte Kultur*. [wie Anm. 26], S. 67–84, hier S. 73.
- 31 *Das Verhalten löste innerhalb der jüdischen Gemeinde nicht nur Begeisterung aus. Für Zionisten galt der „Assimilant“ gleichsam als Verräter, „der sich unterwürfig an die kulturellen und gesellschaftlichen Werte der Nichtjuden anboterte.“* Vgl. Rozenblit, *Die Juden Wiens* [wie Anm. 27], S. 9.
- 32 Freud, *Mein Vater* [wie Anm. 3], S. 101.
- 33 Perloff, *Wien* [wie Anm. 1], S. 45–46.
- 34 Ebda, S. 46.
- 35 Clare, *Letzter Walzer* [wie Anm. 5], S. 179.
- 36 Zeillinger, *Überleben* [wie Anm. 7], S. 25–26.
- 37 Clare, *Letzter Walzer* [wie Anm. 5], S. 110.



MEHR KULTUR.  
MEHR MÖGLICH.



**OÖ. KULTURSOMMER**  
Festivals landesweit genießen

**KUNST UND KULTUR ENTDECKEN**

Landestheater Linz  
OÖ. Landes-Kultur GmbH  
OÖ. Landesmusikschulwerk  
Bruckner Orchester Linz  
Anton Bruckner Privatuniversität OÖ  
StifterHaus

OÖ. Landesbibliothek

OÖ. Landesarchiv

Kunstsammlung des Landes OÖ



[www.facebook.com/ooe.gv.at](http://www.facebook.com/ooe.gv.at)



[www.instagram.com/landoberoesterreich](http://www.instagram.com/landoberoesterreich)

© www.philipp.com  
erhältte Anzeig.

[www.land-oberoesterreich.gv.at](http://www.land-oberoesterreich.gv.at)

Kultur





# Stoff fürs Volk

## Familie Mautner und

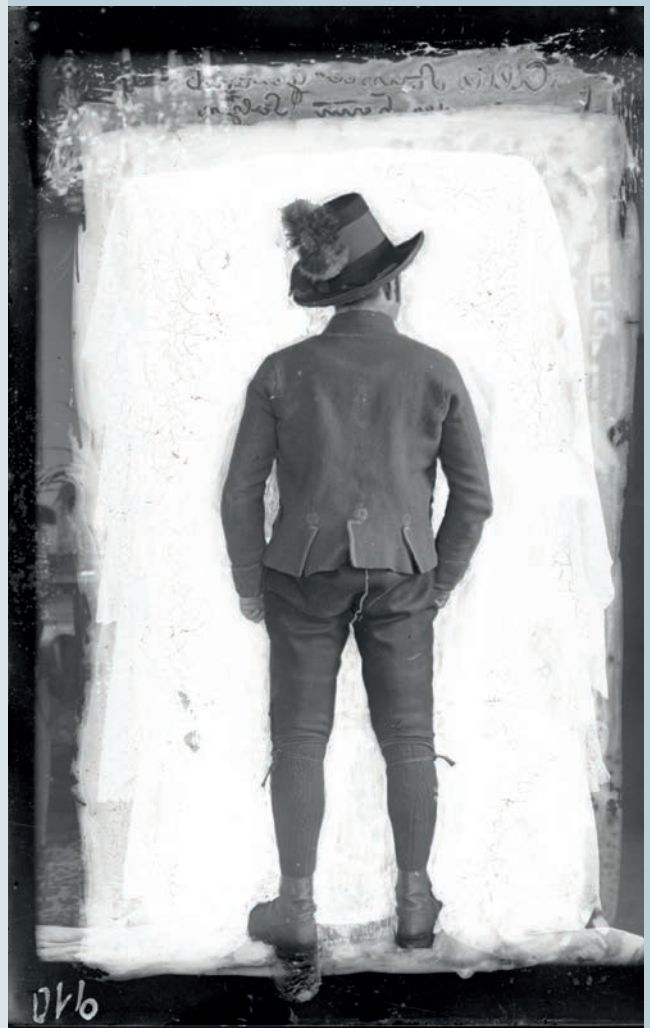
Kathrin Pallestrang  
Magdalena Puchberger  
Maria Raid

**A**m 21. April 2023 eröffnete im Volkskundemuseum die Ausstellung „Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen“.<sup>1</sup> Die Ausstellung setzt sich mit der Herkunft von Objekten in den Museumsbeständen auseinander, die in NS-Zusammenhängen ans Haus gekommen sind. Sie verbindet die gegenwärtige Provenienzforschung und die Rückgabe an die heutigen Eigentümerinnen und Besitzer mit den historischen Kontexten von Verfolgung, Flucht und Raub zur Zeit des NS-Regimes. Dabei gehen wir – entsprechend den Logiken der systematischen Provenienzforschung – von den Beständen des Museums aus und binden sie in Netzwerke von unterschiedlichen gesetzlichen, ideologischen, sozialen oder ökonomischen Gegebenheiten ein.

Der folgende Beitrag gibt Einblick in die Ausstellung und greift speziell jene Aspekte heraus, die sich mit Kleidung, Textilien und jüdischen Kontexten beschäftigen.

*Konrad Mautner, retuschiertes Glasnegativ (vor 1924) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938/39 inventarisiert, neg 910, Fotosammlung © Volkskundemuseum Wien*

*Rechte Seite: Konrad Mautners Schwester Marie Kalbeck in „alter Gössler Tracht“, Glasnegativ (vor 1924) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938/39 inventarisiert, neg 875, Fotosammlung © Volkskundemuseum Wien*



# das Volkskundemuseum Wien

## Textilien, Bekleidung und Trachten als besondere volkskundliche Objekte

Unter den zurückzugebenden Objekten befinden sich oftmals Textilien und Kleidungsstücke, so auch in der „Sammlung Mautner“. Die Textil- und Bekleidungs-sammlung ist eine der größten und nachgefragtesten Sammlungen des Volkskundemuseums Wien und umfasst rund 25.000 Objekte.<sup>2</sup> Seit den Anfängen des Museums 1895 wurde ein Sammlungsschwerpunkt auf Textilien, Kleidung und Accessoires gelegt – gesammelt wurde damals in den „cisleithanischen“ Gebieten der Monarchie, also jenen Gebiete, die zu Österreich gehörten, wie Böhmen und Mähren, Dalmatien, Istrien, Galizien und die Bukowina. Beim ersten inventarisierten Objekt handelt es sich um eine Gürteltasche aus Mähren.

Kleidung, vor allem Trachten, waren und sind emotional besonders aufgeladen. Diese körpernahen Objekte galten und gelten als vestimentärer, d. h. auf Kleidung bezogener Ausdruck von regionaler, nationaler, ethnischer wie auch sozialer Zugehörigkeit. Die sich inhaltlich wie auch disziplinär etablierende Volkskunde beschäftigte sich in Wien und vor allem im Volkskundemuseum nach 1900 mit diversen „Werken der Volkskunst“. Das Museum begriff sich als die in Österreich dafür kompetente Stelle. Der erste Museumsdirektor Michael Haberlandt (1860–1940) gab zum Thema Volks-





kunst mehrere Bände heraus. 1911 attestierte er im Abschnitt „Volkstümliche Textilien“, dass *ein großer Teil aller volkskünstlerischen Arbeiten, welcher das ernste Interesse der Forschung zunächst erregt hat, textilen Charakters*<sup>3</sup> gewesen sei. Auch durch Kleidung, Textilerstellung und Textilhandwerk wurden die „Völker“ und Ethnien der Monarchie und Europas miteinander verglichen. Damit wurde versucht, Schlüsse bezüglich des Entwicklungsstandes der jeweiligen Kultur zu ziehen: Anhand der verwendeten Techniken oder der Ornamentik bei Spitzen, Stickereien, Wirkwaren, Kleidungsstücken oder auch Trachten wurden etwa ethnische Originalität („Ursprünglichkeit“) oder aber urbane oder industrielle Einflüsse abgelesen und „kulturgeschichtliche Zusammenhänge“ hergestellt.

Das Wiener Volkskundemuseum war ein besonderer volkskundlicher Ort in Österreich: Obwohl es sich den Ländern und „Völkern“ der Monarchie verschrieben hatte und sich vordergründig der ruralen bzw. bäuerlich

beschriebenen Welt widmete, war das Museum von Anfang an ein urbaner Ort. Seine Gründung und seine Ausrichtung waren von den großstädtischen Prozessen der Residenz- und Hauptstadt Wien geprägt. Der 1894 gegründete „Verein für Volkskunde“ verstand sich selbstbewusst als vaterländisches Projekt, das mit dem aufzubauenden Museum, der „Zeitschrift für Volkskunde“ und einem umfassenden Vortragsprogramm Österreich und alle Ethnien der Doppelmonarchie abdecken, erforschen und unterstützen wollte. Damit war das Volkskundemuseum nicht nur als musealer Ort gedacht, an dem besonders Wertvolles bzw. Erhaltenswertes aufbewahrt und ausgestellt werden sollte. Eine der Grundideen war, das in den Depots gespeicherte materielle Wissen einer volkswirtschaftlich rentablen Anwendung zuzuführen und zur Gestaltung von neuen, „verbesserten“ Formen und Objekten anzuregen. Besonders textile Musterstücke wurden gesammelt, die als Inspiration für lokale und urban-künstlerische Entwürfe dienen sollten.

## Familie Mautner und das Volkskundemuseum

Spätestens ab 1907 stand die Familie Mautner mit dem Museum<sup>4</sup> und dem Verein für Volkskunde in Kontakt. Seitdem kreuzten sich die Wege der Textilindustriellenfamilie aus dem Wiener Großbürgertum und des Volkskundemuseums immer wieder. In der Ausstellung „Gesammelt um jeden Preis!“ werden rund 500 Objekte aus dem ehemaligen Eigentum der Familie Mautner gezeigt. Im Rahmen der NS-Provenienzforschung am Volkskundemuseum<sup>5</sup> wurden dem Kunstrückgabebeirat Dossiers zu jenem Teil der „Sammlung Mautner“, die während der Zeit des NS-Regimes ans Museum kam, vorgelegt. Entsprechend den Empfehlungen restituierte das Museum die Objekte an die rechtmäßigen Erbinnen und Erben. Der intensive Austausch mit diesen führte letztlich zur Schenkung der restituierten Sammlung an das Museum sowie zu dieser Ausstellung.

Der Aufstieg der Familie begann in den 1860er Jahren in der Stadt Náchod in Böhmen. Die großen Erfolge stellten sich erst in Wien unter Isidor Mautner (1852–1930) ein. Er leitete das größte Textilunternehmen der



Monarchie, in dem 23.000 Angestellte in 42 Fabriken arbeiteten.<sup>6</sup> Unternehmerisches Geschick brachte die Familie und ihre Firmen durch diverse Krisen – vom Börsenkrach 1873, dem Rohstoffmangel im Ersten Weltkrieg, der Hyperinflation nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie bis hin zur Weltwirtschaftskrise. Die Familie zeichnete sich neben der Finanzkraft durch kulturelles und soziales Kapital und vor allem auch durch patriotisches Engagement aus. 1930, im Jahr von Isidor Mautners Tod, setzte der wirtschaftliche Niedergang ein. Die Kinder von Isidor und seiner Frau Jenny (1856–1938) hatten sich bereits anderweitig orientiert.

Verbindend zwischen der Familie Mautner und dem Volkskundemuseum Wien wirkte u. a. das Interesse am Textilien, besonders die Leidenschaften von Konrad Mautner (1880–1924) und seiner Frau Anna (1879–1961) für die Trachtenforschung und -pflege. Oftmals steht in der Beschäftigung mit dem Wirken des Paares ihr En-

gagement im steirischen Salzkammergut, in Grundlsee im Ausseerland, im Vordergrund. In diesem Beitrag und in der Ausstellung wird jedoch ihr Schaffen in Wien beleuchtet, denn sowohl ihre unternehmerischen als auch die volkskundlich wissenschaftlichen und angewandten Aktivitäten sind nicht ohne die großbürgerlichen sowie die großstädtischen Zusammenhänge zu denken. Hier wurden Kontakte geknüpft und gepflegt, hier trafen sich maßgebliche Zirkel, die intellektuellen, wirtschaftlichen oder künstlerischen Austausch vorantrieben und gestalteten.

Wie viele andere Sammlerinnen und Sammler sowie Förderer des Museums mit jüdischen Wurzeln unterstützten Mitglieder der Familie Mautner das Volkskundemuseum. Bereits Isidor und Jenny übernahmen Funktionen im Museum sowie im Verein: Er war Ausschussrat, sie organisierte 1917 den Umzug des Museums ins Gartenpalais Schönborn. Ihre Kinder, vor allem die Söhne



„Frau in steirischer Tracht“ (vor 1924) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938/39 inventarisiert, autochrom, dia 2077, Fotosammlung © Volkskundemuseum Wien

Linke Seite: „Die Almdirn und eine Touristin in den ‚Almhröslan‘“, Negativ aus Cellulosenitrat (vor 1924) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938/39 inventarisiert, neg 883, Fotosammlung © Volkskundemuseum Wien

Stephan und Konrad sowie Konrads Ehefrau Anna, waren nicht nur über Forschungsinteressen, sondern auch über zahlreiche vor 1938 eingebrachte Objekte mit dem Museum in Kontakt. Das Selbstverständnis des Museums als *Spiegelbild des mannigfaltigen österreichischen Völkerlebens*, als *Stütze des österreichischen Staatsgedankens*<sup>7</sup> sowie als Vorbild und Anregung für die *heimatliche Kunst und Arbeit* traf sich mit den unternehmerischen und patriotischen Zielen und Werten der Familie Mautner.

### Konrad und Anna Mautner

Konrad Mautner nahm zwar in den Firmen seines Vaters Aufgaben und Funktionen wahr, seine bis heute nachweisbare Leistung liegt aber vor allem in der Erhebung und Aufzeichnung der immateriellen und materiellen Kultur des Mautner'schen Sommerfrischeortes Grundlsee, wo er ab Mitte der 1890er Jahre den Großteil seiner Sommermonate verbracht hatte. Man verkehrte auch in Grundlsee mit ähnlichen Kreisen und Personen, die man aus Wien und dem Großindustriellenmilieu kannte. Konrad und später wohl auch seine Frau Anna tauchten aber wesentlich tiefer in das Geschehen vor Ort ein. Seine ersten Kontakte zu den volkskundlichen und he-

matschützerischen Kreisen lassen sich über Fachorgane nachweisen: Sowohl an die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ als auch an die Zeitschrift der in Wien besonders starken Volksliedforschung „Das deutsche Volkslied“ sandte er immer wieder Notizen oder Korrekturen zu steirischen Liedern, Sprüchen oder auch „Juchzern“ ein. In Eigenregie und vor allem mit eigenen Mitteln brachte er 1910 das „Steierische Rasplwerk“ heraus, ein von ihm selbst illustriertes handschriftliches „Liebhaberstück“, das seit dem Erscheinen in der volkskundlichen Literatur als eine der ersten umfassenden Ortsmonografien zu „Sitte“ und Brauch Österreichs beschrieben wird. Das aufwendig produzierte Werk wandte sich nicht an die lokale Bevölkerung Grundlsees, sondern – wie es z. B. in den Subskriptionsscheinen nachzulesen ist – an eine *kleine Gemeinde feinsten Kenner*. Als Ziel dieses Werkes wird angegeben, dass es *die Mission erfülle, das Vertrauen in die unverwüstliche, ewig jugendfrische Volkskraft unseres lieben alten Österreichs zu festigen*.<sup>8</sup>

Michael Haberlandt verfasste 1911 für die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ eine Besprechung zum „Rasplwerk“ und war mit Konrad Mautner so gut bekannt, dass er mit ihm Gewährsleute, also Auskunftspersonen, im Ausseerland besuchte. Zu die-





Zitherspieler, Figur aus Kittmasse (vor 1924) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938 inventarisiert, ÖMV 43975, dig 5414, Foto: Christa Knott © Volkskundemuseum Wien

Linke Seite: Gürtelschließe (18. Jh.) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1938 inventarisiert, ÖMV 43877, dig 4622, Foto: Christa Knott © Volkskundemuseum Wien

sem Zeitpunkt hatte Mautner bereits eine bedeutende Sammlung zusammengetragen: zum einen die „Trachtenkammer“, die *eine beträchtliche Zahl schöner alter Trachtenstücke aus dem steirischen Salzkammergute barg*, und zum anderen die damals wahrscheinlich einzigartige Sammlung an Kostümblättern und Trachtenbildern, die er bei *Kunsthändlern, Antiquaren und Tändlern* erstanden hatte.<sup>9</sup> Diese Bestände Mautners kennend, schlug ihm Haberlandt vor, sein Wissen im Rahmen der Reihe „Werke der Volkskunst“, eine illustrierte Darstellung der „innerösterreichischen Bauertrachten“,<sup>10</sup> zu veröffentlichen.

Nicht nur die Sammlungsfrage verband die Familie Mautner mit dem Volkskundemuseum, sondern eben auch die Frage der Anwendung bzw. der „Verlebendigung“. Dem von volkskundlich Interessierten und vaterländisch Ideologisierten als schmerzhaft beschriebenen

„Verlust“ des „Volkstums“ und seiner materiellen wie immateriellen Gegenstände durch urbane und industrielle Prozesse wurde auch mit Veranstaltungen entgegengewirkt. Zu diesem Zeitpunkt war die Heimatschutzbewegung ebenso im Aufwind wie die Trachten- und Volkstanzbewegung: Trachtenfeste, Trachtenumzüge, aufwendig inszenierte „Bauernhochzeiten“, bei denen Volkstänze und Gesänge aufgeführt wurden, prosperierten. Gerade im Ausseerland, das heute als eine der prominentesten Referenzlandschaften Österreichs gilt, hatten Konrad und Anna Mautner massiven Einfluss auf die Erhaltung von Tracht und Brauch, die auch hier eine Neugestaltung durch volkskundlich-städtische Expertinnen und Experten bedeutete. Sie sammelten nicht nur Trachten, sondern stellten auch die Ausstattung für Trachtenfeste und Volkstanzaufführungen zur Verfügung. Der steirische Volkskundler Viktor Geramb, der, von Konrad Mautner angeregt, später zu einem der wichtigsten und dogmatischsten Trachtenexperten Österreichs wurde, beschrieb, wie Mautner für ihn einen Auftritt inszenierte. Er *überraschte mich in Schladming, (...) wohin er mir (...) seine Göblier, angetan mit den prächtigen Gewändern aus seiner Trachtenkammer, gerufen hatte. Sie führten mir zu meinem Entzücken ihre feinen altsteirischen Tänze mit der alten Musik vor und konnten sich vor Freude über die so wohlgelungene Überraschung meiner Wenigkeit nicht genug tun.*<sup>11</sup>

Konrad und Anna Mautner traten, so lässt es sich in der Tagespresse dieser Jahre nachlesen, mit dieser Göblier oder Grundlseer Gruppe immer wieder bei Trachtenfesten auf und belegten dort bei den zeitgenössisch typischen Wettbewerben zumeist vordere Plätze. Die aus dem Wiener Großbürgertum zusammengesetzte Gruppe wurde oftmals als besonders authentisch





*Kappe (19. Jh.) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1939 inventarisiert, ÖMV 44431, dig 5605, Foto: Christa Knott © Volkskundemuseum Wien*



*Gilet (19. Jh.) aus der Sammlung von Anna und Konrad Mautner, 1939 inventarisiert, ÖMV 44432, dig 5683, Foto: Christa Knott © Volkskundemuseum Wien*

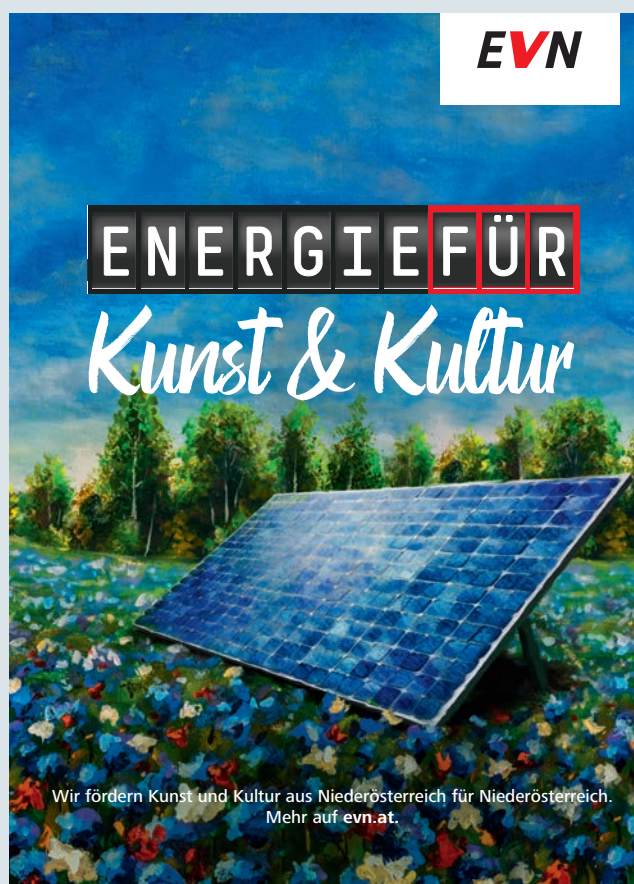
hervorgehoben. 1921, beim großen Trachtenfest in Eggenberg bei Graz, trat Konrad Mautner gemeinsam mit Viktor Geramb auch als kompetenter Juror auf, der über die „Richtigkeit“ und das korrekte Tragen von Tracht, die streng von Mode und „Verkleidung“ getrennt wurde, entschied: *Da bei diesem Heimatfest der erzieherische Zweck im Vordergrund steht und jeder „Gschnaß“ streng vermieden werden muß, werden alle Trachtengruppen und Einzeltrachten dringend gebeten, sich schon jetzt bei Konrad Mautner, Grundlsee, Obersteier, unter kurzer Schilderung ihrer Trachtenbestände anzumelden. Jede einzelne Tracht, die am Festzuge teilnimmt, muß sich vorher im Interesse der guten Heimatsache einer Begutachtung auf ihre zeitgerechte Zusammenstellung im Volkskundemuseum (Paulustorgasse 13) unterziehen.*<sup>12</sup>

Nach dem frühen Tod Konrad Mautners 1924 trat auch seine Witwe Anna immer wieder mit den Vertreterinnen und Vertretern sowie Institutionen der Volkskunde in Österreich in Verbindung. Die alleinerziehende Mutter von vier Kindern verfügte nach dem Zusammenbruch der Mautner'schen Textilindustrie über geringere finanzielle Mittel, konnte aber auf Wissen und wichtige Kontakte zurückgreifen. So meldete sie 1935 unter dem Firmennamen „Grundlsee Handdrucke“ das Gewerbe für eine „Handdruckerei auf Stoffen“ an. Für diese Drucke, die sie ab 1937 vorwiegend in Wien produzierte,<sup>13</sup> wandte sie sich immer wieder auch an das Volkskundemuseum in Wien und seinen Direktor Michael Haberlandt. Sie ließ sich Stoffdruckmodellen, berichtete über Verkaufserfolge und war in der ideologisierten (Volks-)Kulturpolitik während des Austrofaschismus an „Fachberatungen“ des österreichischen Verbands für Heimatpflege über die österreichische Trachtenbewegung als Expertin involviert. Eine solche

Tagung fand bei ihr in Grundlsee statt, die maßgebliche Sitzung, die *wesentliche Fragen des Trachtenwesens*<sup>14</sup> klären sollte, wurde jedoch im Volkskundemuseum in Wien abgehalten. Anna Mautner nahm hier eine Doppelrolle als Trachtenproduzentin und -kontrolleurin ein.

Die inhaltliche wie ideologische Nähe zwischen Konrad und Anna Mautner und den Vertreterinnen und Vertretern<sup>15</sup> der Volkskunde muss aus heutiger Sicht als ambivalent betrachtet werden. Der Wille der Familie, „das Österreichische“ zu sammeln und mit den staatlichen, administrativen, wirtschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Stellen zu kooperieren, ist bis zum Ende der Ersten Republik und des austrofaschistischen Ständestaates offensichtlich. Wie brüchig und unverlässlich diese Verbindungen waren, muss bereits früh klar gewesen sein. Obwohl Konrad und Anna entscheidend dazu beigetragen haben, ein Bild von Ausseer und Grundlseeer Brauch und Trachten zu gestalten und zu verbreiten, trugen nicht nur die Trachtenbewegung, sondern auch die Volkskunde nationalistische und zumindest latent rassistische Züge in sich. Zum 40-jährigen Bestehen des Vereins für Volkskunde 1934 gab es im Volkskundemuseum in Wien eine Sonderausstellung zu „Volkstracht und Volksschmuck“.<sup>16</sup> In einem Bericht zur Ausstellung in der Zeitschrift der Österreichischen Heimatgesellschaft, die ihren Sitz am Volkskundemuseum hatte, wurde diese als Führer durch das *Gewirr modischer sowie wesensfremder Entartungserscheinungen*<sup>17</sup> im Trachtenbereich vorgestellt. Auch Viktor Geramb verdeutlicht 1932 in seinem Vorwort zum Trachtenbuch die zwiespältige Beziehung zwischen Konrad Mautner und der Volkskunde. Konrad und Anna Mautner, die persönlich und mit ihren Ressourcen als Mustereemplare der Ausseer Tracht und der dortigen Volkskultur des steirischen Salzkammergutes einstanden, wurden in der breiten Öffentlichkeit und auch innerhalb des Faches gesondert betrachtet. Geramb schreibt, dass Konrad Mautner trotz all seiner Aktivitäten in Gößl keine *ungetrübte Freude* haben konnte, wusste er *doch selber zu viel von den Begriffen Rasse und Volkheit, als daß ihm das fremde, wenn auch seit Jahrhunderten einge-deutschte Volkstum seiner Familie zuweilen nicht doch*

*das Tragische eines Zwiespaltes hätte fühlen lassen.* So sehr in den Texten von und zur Geschichte der Familie Mautner immer wieder betont wurde, wie sehr sie sich in die Gößler Dorfgemeinschaft eingelebt hätten – durch Kleidung, aber vor allem auch durch den Dialekt –, wie sehr gerade Konrad und Anna Mautner auch den Ort und das lokale Selbstverständnis und Selbstbewusstsein gefördert hätten, so groß war doch der Unterschied zur Familie mit dem großstädtischen, großbürgerlichen, industriellen und jüdischen Hintergrund. Geramb fasst das entlarvend zusammen, wenn er die Qualitäten Mautners hervorzuheben versucht und antisemitische Vorbehalte als „erschütternd“ bezeichnet, weil doch *kaum einer meiner Rasse- und Volksgenossen so tiefes und letztes Verständnis für die innersten Fragen unserer Volkstums- und Heimatpflege aufbrachte wie er.*<sup>18</sup>





**Grundlsee.** Zur Trachtenpflege fand am 15. im Hause Mautner unter dem Vorsitz des Herrn Universitätsprofessors Dr. v. Seramb aus Graz eine Besprechung statt. Außer dem Vorsitzenden und seiner Gemahlin nahmen teil: Frau Anna Mautner, Frau Dr. Pefendorfer aus Tirol, Frl. Bertold aus Kärnten, Frl. Schramm aus Niederösterreich, Herr Brandauer aus Salzburg, der Volksbildungsreferent für Steiermark Dr. Mokre, der Fremdenverkehrsreferent der Landesregierung Dr. Polzer samt Gemahlin, ferner die Herren Bergmeister Rain und Dr. Hager aus Altaussee, Fachlehrer Gielge aus Bad Aussee und Schuldirektor Hollwöger aus Grundlsee. Geboten wurden Berichte aus den vertretenen Ländern über den Stand der Trachtensache, veranschaulicht durch viele Trachtenstücke und -Bilder. Die Frage, ob die Wiederbelebung alter Trachten möglich und wünschenswert sei, wurde im allgemeinen verneint. Höchst erstrebenswert sei hingegen eine stilgerechte Weiterentwicklung der Trachten und deren sachkundige Beeinflussung, wo es nötig ist. In Vorarlberg gibt es in vielen Gemeinden schon ehrenamtliche Trachtenpfleger und Tirol plant ein Trachtenschutzgesetz. Allseits wurde es als unumgänglich notwendig bezeichnet, die verständnisvolle Mitarbeit der Kaufleute, Schneider und Schneiderinnen zu gewinnen, was nach den Länderberichten dort und da schon weitgehend gelungen ist. Diese Geschäftsleute könnten sich da unergänzliche Verdienste um die Heimat erwerben. Aber auch um den Fremdenverkehr; denn nur natürlich gewordene echte Trachten können einen Anreiz zum Besuche einer Gegend bilden, niemals internationale Mode- und Fantasietrachten, die man überall sehen kann. Die allgemeine und gute Erhaltung der Aussen-tracht wurde von allen Ländervertretern als mustergültig hingestellt. Manche Gegenden haben ja wirklich nur mehr historische Trachten für Festzüge und als Vereinsuniformen, aber keine Gebrauchstrachten für Feier- und Werktage. Die Frauen und Mädchen des Aussenlands werden herzlichst gebeten, für die Sonntagstracht am äußerst kleidsamen schwarzen Kopftuch treu festzuhalten. Die Männer aber sollen den Aussenhut und die grünen Strümpfe nicht in Vergessenheit geraten lassen. Für Frauen ist die Schaffung eines warmen Winterüberkleides eine Notwendigkeit.

Bericht „Grundlsee. Zur Trachtenpflege“,  
Steierische Alpenpost, 21. 8. 1936, Seite 2  
© Österreichische Nationalbibliothek

Rechts: Foto (vor 1924) aus der Sammlung  
von Anna und Konrad Mautner, 1939 inventarisiert, pos 9431, Fotosammlung  
© Volkskundemuseum Wien

## Anmerkungen

- 1 [www.volkskundemuseum.at/gesammelt\\_um\\_jeden\\_preis](http://www.volkskundemuseum.at/gesammelt_um_jeden_preis) [4. 4. 2023]. Die Ausstellung läuft vom 22. 4. – 26. 11. 2023 und wurde von den Autorinnen dieses Textes kuratiert.
- 2 Zur Textilsammlung des Volkskundemuseums vgl. Kathrin Pallestang, Die Textilmustersammlung Emilie Flöge im Österreichischen Museum für Volkskunde. Katalog zur Ausstellung im Österr. Museum für Volkskunde vom 25. 5. – 2. 12. 2012. Wien 2015.
- 3 Michael Haberlandt, Volkstümliche Textilien. In: Österreichische Volkskunst I. Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Illustrierter Textband. Wien 1911, S. 25–66, hier S. 25.
- 4 Das heutige Volkskundemuseum Wien, das offiziell noch immer „Österreichisches Museum für Volkskunde“ heißt, war, ebenso wie das Leitorgan der österreichischen Volkskunde, mehreren Namenswechseln unterworfen. Der Verständlichkeit halber verwenden wir in diesem Beitrag die Bezeichnung Volkskundemuseum in Wien.
- 5 Das Volkskundemuseum hat sich 2014, obwohl kein Bundesmuseum, freiwillig dazu verpflichtet, NS-Provenienzforschung im Sinne des Kunstrückgabegesetzes zu betreiben, mit der Kommission für Provenienzforschung zusammenzuarbeiten, den Empfehlungen





- des Kunstrückgaberrates zu folgen und Objekte mit NS-Unrechts-Zusammenhängen an die rechtmäßigen Eigentümerinnen und Eigentümer bzw. deren Erbinnen und Erben zurückzugeben.
- 6 Zur Familiengeschichte vgl. Wolfgang Hafer, *Die anderen Mautners: das Schicksal einer jüdischen Unternehmerfamilie*. Berlin 2014.
- 7 Michael Haberlandt, *Das Kaiser Karl-Museum für österreichische Volkskunde*. In: *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* 23/1917, S. I-IV, hier S. II
- 8 Zwei dieser Subskriptionsscheine sind in den Beständen des Volkskundemuseum Wien erhalten. Das Werk selbst liegt dort nicht auf.
- 9 Viktor Geramb, Einleitung. In: Ders., Konrad Mautner, *Steirisches Trachtenbuch*, Bd. 1. Graz 1932, S. 3-17, hier S. 13.
- 10 Die Anregung zur Publikation hat nach vielen Jahren und großen Schwierigkeiten zum posthum mit dem steirischen Volkskundler und „Trachtenexperten“ Viktor Geramb veröffentlichten „Steirischen Trachtenbuch“ geführt, bis heute ein Standardwerk der volkskundlichen und textilhistorischen Kleidungsforschung in Österreich. Viktor Geramb, Konrad Mautner, *Steirisches Trachtenbuch*, Bd. 1-2. Graz 1932-1939.
- 11 Geramb, Mautner, *Steirisches Trachtenbuch* (wie Anm. 9), S. 7.
- 12 *Grazer Tagblatt*, 10. 7. 1921. S. 5.
- 13 Vgl. dazu Martin Pollner, *Historische Strukturen der Stadtgemeinde Bad Aussee und des Ausseerlandes*. Wien 2005, S. 90.
- 14 N.N., *Richtlinien für die Trachtenpflege in Oesterreich*. In: *Heimatland : Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich*, 6/3/1937, S. 40.
- 15 Wie sehr auch tatsächlich Frauen in die Forschung, Erhaltung und Propagierung von Trachten involviert waren, zeigt Reinhard Bodner, *Tracht. Eine Neuerkundung – Zur Ausstellung und zu diesem Band*. In: *Tracht. Eine Neuerkundung*. Tiroler Volkskunstmuseum 27. 3.– 1.11. 2020. Innsbruck 2020, S. 9–29.
- 16 Michael Haberlandt, *Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1934*. In: *Wiener Zeitschrift für Volkskunde* 40/1935, S. 25–32, hier S. 26.
- 17 Verschiedenes. „Volkstrachten und Volksschmuck“. Sonderausstellung im Museum für Volkskunde. In: *Heimatland* 3/10/1934, S. 7–8, hier S. 7.
- 18 Geramb, Einleitung (wie Anm. 9), S. 5.



**plus  
eco**  
Die Wirtschaftsagentur  
des Landes Niederösterreich

**Niederösterreich  
öffnet Türen  
ecoplus.at**

Seit über 50 Jahren beraten und begleiten wir bei Betriebsansiedlungen und -erweiterungen, regionalen Förderungen und Internationalisierung, überbetrieblichen Kooperationen und Branchen Netzwerken, Forschung und Entwicklung.

Wir verbinden Wirtschaft und Politik, Unternehmen und Verwaltung, Investoren und Initiatoren regionaler und internationaler Projekte.



# Die Stadt

## Staatsbürgerschaft für NS-Opfer und deren Nachkommen

Das österreichische Parlament hat im September 2019 in Wahrnehmung der historischen Verantwortung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus und ihren Nachkommen einstimmig eine Novelle zum österreichischen Staatsbürgerschaftsgesetz beschlossen. Damit wird es Opfern des NS-Regimes und deren Nachkommen ermöglicht, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erhalten, ohne dafür ihre bisherige Staatsangehörigkeit aufgeben zu müssen.

Die zuständigen österreichischen Berufsvertretungsbehörden (Botschaften oder Generalkonsulate) unterstützen bestmöglich vor der Anzeiglegung im Ausland. Wer den Hauptwohnsitz in Wien oder im Ausland hat,

wendet sich an die Abteilung Einwanderung und Staatsbürgerschaft der Stadt Wien.

Alle Informationen und Formulare finden Interessierte auf [staatsbuergerschaft.wien.gv.at](https://staatsbuergerschaft.wien.gv.at).

## Preise und Stipendien

Sie sind künstlerisch tätig oder widmen sich der Erforschung eines wissenschaftlichen Themas mit besonderem Wienbezug? An herausragende Künstler\*innen und Wissenschaftler\*innen vergibt die Stadt Wien verschiedene Stipendien und Auszeichnungen als Zeichen der Anerkennung ihres Schaffens. Die Vergabe erfolgt durch unabhängige Jurys.

Jetzt Forschungsprojekt einreichen!  
[kultur.wien.gv.at/ehrungen](https://kultur.wien.gv.at/ehrungen)

*NS-Opfer und deren Nachkommen können um die österreichische Staatsbürgerschaft ansuchen.*

© Pexels/Yan Krukau



# ist für alle da!



*Erfrischung an heißen Tagen bieten auch die Wiener Wasserspielplätze.  
© PID/Martin Votava*

## Cooler Wasserspaß

Entspannen und erholen in den grünen Ruhezonen – während die Kinder Abkühlung und nassen Spaß auf den 12 Wiener Wasserspielplätzen und 119 Spielplätzen mit Wasserspielmöglichkeiten finden. Neu ist der 100 Quadratmeter große Wasserspielplatz im Floridsdorfer Aupark mit einer Sprühsäule, Bodendüsen, einer Fächerdüse und Bögen mit Spritzventilen.

Mehr unter [park.wien.gv.at](http://park.wien.gv.at)

## Beratung für Expats

Alles, was internationale Fach- und Führungskräfte für einen erfolgreichen beruflichen und privaten Start in Wien wissen müssen, erfahren sie im Expat Center der

Wirtschaftsagentur Wien. Bei dieser ersten Anlaufstelle gibt es zu allen Fragen des täglichen Lebens in Wien kostenlose Beratung in mehreren Sprachen. Jetzt informieren unter [wien.gv.at/arbeit-wirtschaft/expats.html](http://wien.gv.at/arbeit-wirtschaft/expats.html) und [wirtschaftsagentur.at/expat-center](http://wirtschaftsagentur.at/expat-center)

## Pflegeeltern gesucht!

Zuwendung und Geborgenheit für Kinder aus schwierigen familiären Situationen: Wenn Sie einem Kind für eine bestimmte Zeit ein verständnisvolles Zuhause in einer liebevollen Ersatzfamilie schenken möchten, bewerben Sie sich als Pflegemama oder Pflegepapa bei der Stadt Wien!

Informationen, Anmeldung und Termine für Infoabende unter [wien.gv.at/pflegeeltern](http://wien.gv.at/pflegeeltern).



# „Leider tanze ich

## Die vielfältige Bedeutung von Kleidung

Benjamin Grilj

**M**eine Lieben! Ich will es versuchen, soweit die steifen Finger es gestatten, Euch zusammenhängende, ausführliche Nachrichten zukommen zu lassen. Unsere Lage hat sich hier insofern gebessert, als wir einige Aussichten haben in diesem Orte, in dem wir uns heute befinden, vorläufig zu verbleiben und nicht weiter getrieben zu werden. Die Leute, die diese Aussichten nicht haben, sind vor Angst weiter getrieben zu werden, ganz wahnsinnig. Gebe nur Gott, dass sich unsere Hoffnung erfüllt, denn ein weiteres Treiben würden den sicheren und noch dazu langsamen und qualvollen Tod durch Hunger, Ermattung und Erfrieren bedeuten. Die Bilder, die man täglich sieht, werden wohl mit dem feurigen Griffel im Gedächtnis der Überlebenden fürs ganze Leben verbleiben. Das Genie des von Gott begnadigsten Dichters und Schriftstellers würde schwerlich hinreichen, um auch nur ein blasses, der Realität entfernt ähnliches Bild des Jammers und Elendes entwerfen zu können. (...) Nur mit namenlosem Grauen schaut man auf die Menschen, die auf ihren Bündeln hockend, Säuglinge und kleine Kinder eng an sich drückend, die Nächte in den zerstörten, fensterlosen Häusern verbringen, um am nächsten Morgen in den grausigen Frost weiter getrieben zu werden. (...) Die Nacht ist unendlich lang. (...) Vorläufig geht es ja noch, schlecht und recht,

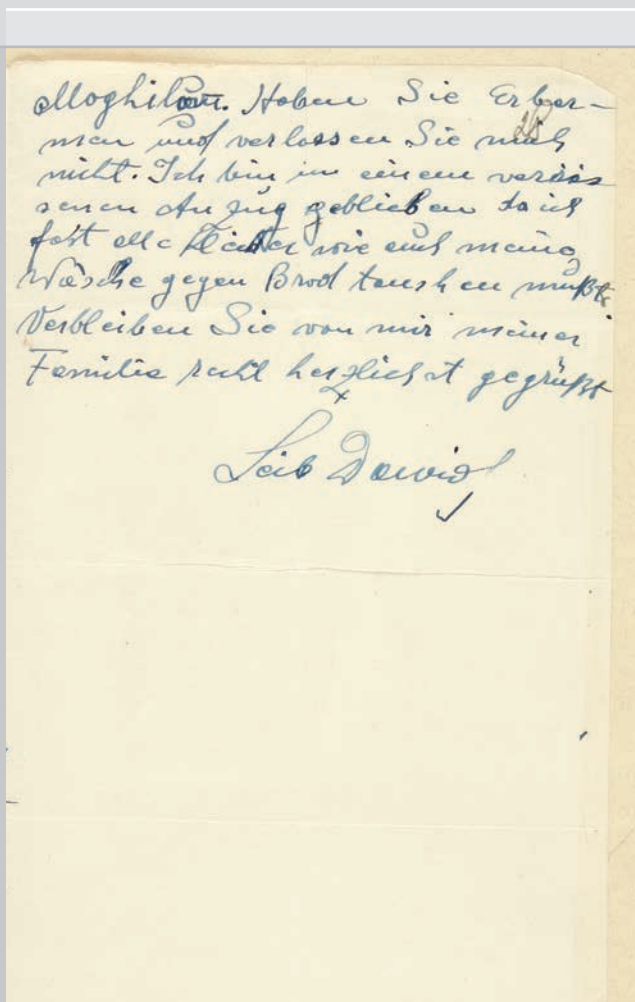
doch weiß ich nicht, wie es werden soll, wenn die wirklichen Fröste von 40° und mehr und die Schneestürme, wie sie die Einheimischen schildern, einsetzen werden. (...) Am leichtesten passt sich naturgemäß das Kind an: im Spielen mit anderen Kindern kann sie sogar lachen und singen. Eben ein Kind, das sich seiner fürchterlichen Lage überhaupt nicht bewusst ist. Trotzdem sieht sie sehr schlecht aus und alle Kleidchen sind ihr groß und hängen an ihr (Doc. 77, S. 349–350; Abb. S. 55 rechts).<sup>1</sup> Mit diesen eindringlichen Worten beschrieb ein namentlich nicht bekannter Bukowiner die Situation in der Kleinstadt Scharhorod<sup>2</sup> in Transnistrien am Beginn des Winters 1941. Das Elend wird an Hand des Kindes und dessen Kleidung thematisiert. Im Gegensatz zu deutschen Konzentrations- und Todeslagern existierten im rumänischen Holocaust nur in Ausnahmefällen Häftlingsuniformen, womit Zivilkleidung eine besondere Bedeutung zukam.

*Abb. S. 55–57: Briefe, die von aus der Bukowina und Bessarabien verschleppten Jüdinnen und Juden an Freunde, Nachbarn und Behörden geschrieben wurden. Alle finden sich in Benjamin Grilj (Hg.), Schwarze Milch. Zurückgehaltene Briefe aus den Todeslagern Transnistriens. Innsbruck 2013 © Benjamin Grilj*



## Vorgeschichte

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs endete in der Bukowina die Herrschaft der Habsburger. Im Gegensatz zur relativ liberalen Kaiserzeit setzte spätestens ab 1924 eine massive Rumänisierung ein, der Schutz von „Minderheiten“<sup>3</sup> war mehr Kosmetik als tatsächliche Politik.<sup>4</sup> Da nach wie vor Kriegerrecht herrschte,<sup>5</sup> wurden Bürgerrechte massiv beschnitten und einzelne Volksgruppen gegeneinander ausgespielt.<sup>6</sup> Es kam zu politischen Morden und Anschlägen, Minderheiten wurden parlamentarisch verdrängt und vor allem Jüdinnen und Juden aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen. 1938 wurden alle Parteien verboten.<sup>7</sup> Es folgte die Königsdiktatur Carols II.



Wie im geheimen Zusatzprotokoll des Molotov–Ribbentrop–Abkommens vereinbart, meldete die Sowjetunion im Juni 1940 Ansprüche auf die Nordbukowina, Bessarabien<sup>8</sup> sowie Teile des Gebiets Herza an, worauf sich die Rumänen zurückzogen. In der Bevölkerung machte sich Panik breit, weil sich die Gräueltaten der russischen und später sowjetischen Armee im Ersten Weltkrieg und den ihm folgenden Sezessionskriegen in das kollektive Gedächtnis gebrannt hatten. Der größte Teil der „volksdeutschen“ Bevölkerung optierte daher „Heim ins Reich“. Die restliche Bevölkerung, die es sich leisten konnte, floh in die Südbukowina und bis nach Bukarest. Unmittelbar nach der sowjetischen Annexion kam es zu Enteignungen, Zwangskollektivierungen und einer Deportationswelle: knapp 12.000 Bukowiner, darunter 3.500 Jüdinnen und Juden, wurden nach Sibirien verschleppt.<sup>9</sup>

In Rumänien kollabierte nach weiteren Gebietsabtretungen an Ungarn und Bulgarien Carols Herrschaft und die faschistische „Eiserne Garde“ übernahm gemeinsam mit Ion Antonescu die Macht. Nach einem erfolglosen Staatsstreich erklärte sich Antonescu zum Diktator. Außenpolitisch orientierte man sich zunehmend am nationalsozialistischen Deutschland und trat schließlich dem Dreimächtepakt bei.<sup>10</sup> Unmittelbar nach dem Überfall auf die Sowjetunion kam es in Rumänien zu Pogromen, wie beispielsweise am 29. Juni 1941 in Iași, als 15.000 Jüdinnen und Juden ermordet wurden. Erst danach rückten die 11. Deutsche und die 3. und 4. Rumänische Armee mit 300.000 Mann in die zuvor von der Sowjetunion annektierten Gebiete vor. Die ersten Einheiten der Rumänischen Armee erreichten Czernowitz am 5. Juli, nachdem sie auf dem Weg dorthin bereits tausende Menschen wahllos erschossen hatten. Am Tag darauf erreichte das SS-Einsatzkommando 10b die Stadt, exekutierte in einer Nacht zwischen 600 und 900 Menschen, darunter den Oberrabbiner Dr. Jakob Abraham Mark (Abb. S. 62), und setzte die Synagoge in Brand. Am 27. Juli überschritten die vereinten deutschen und rumänischen Truppen den Dniester und schlossen im August mit der Überschreitung des Bug die Eroberung Transnistriens ab – nur in Odessa wurde noch bis

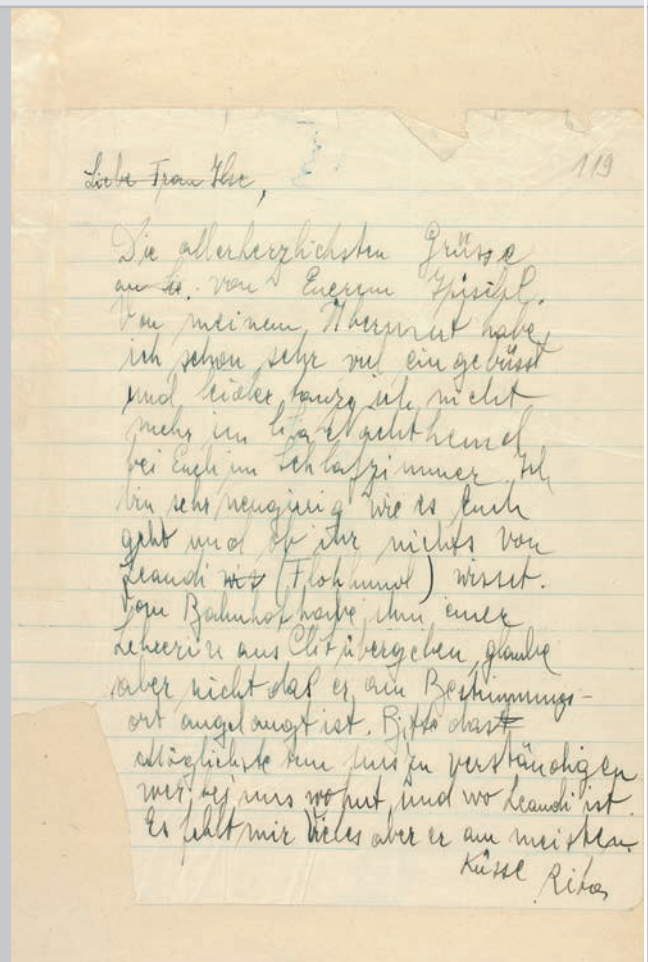
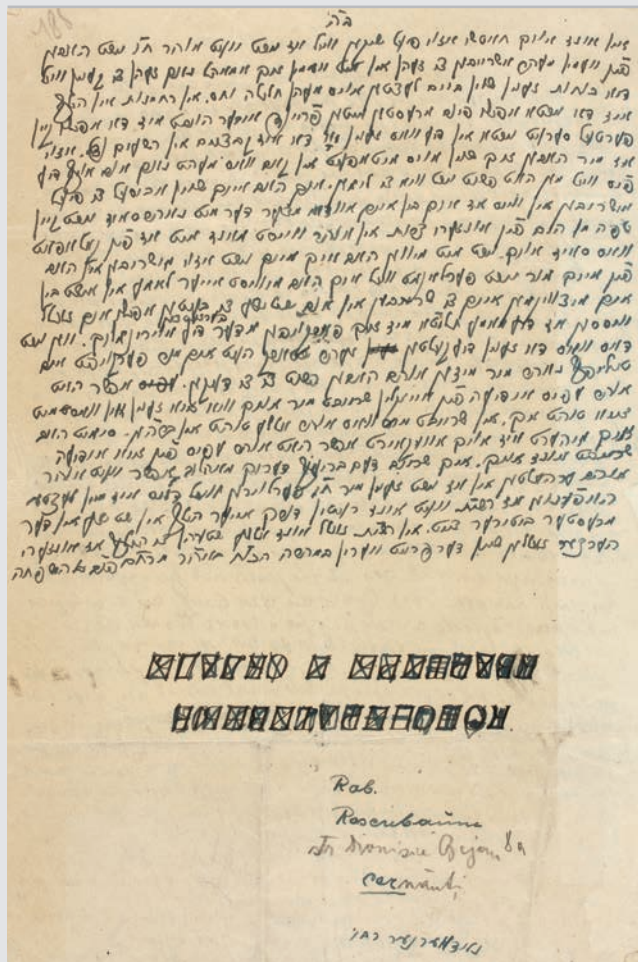


Oktober gekämpft. Noch während der Kampfhandlungen wurden bukowiner und bessarabische Jüdinnen und Juden nach Transnistrien vertrieben – organisierte Deportationen, hier vor allem aus Czernowitz, gab es erst zwischen 13. Oktober und 15. November. An die 50.000 Menschen wurden bereits beim Vorrücken der Armeen und während der Deportationen selbst ermordet. Die rumänischen Behörden überließen die Vertriebenen, die, eingepfercht in Ghettos und Lagern, an Hunger, Kälte und Mangelkrankheiten litten und elendiglich zu Grunde gingen, zum größten Teil ihrem Schicksal. Seriöse Opferzahlen lassen sich heute nur schwer bestimmen, doch erlauben alleine die Massenerschießungen Rückschlüsse auf die Dimension: Bei einem Massaker in Odessa wurden 18.000 Menschen ermordet; nach einem

Typhusausbruch erschoss die rumänische Gendarmerie 28.000 Jüdinnen und Juden; innerhalb eines Monats exekutierten rumänische Soldaten im Lager von Bogdanowka 48.000 Menschen.<sup>11</sup>

### Die Briefe und Dr. Albert Twers

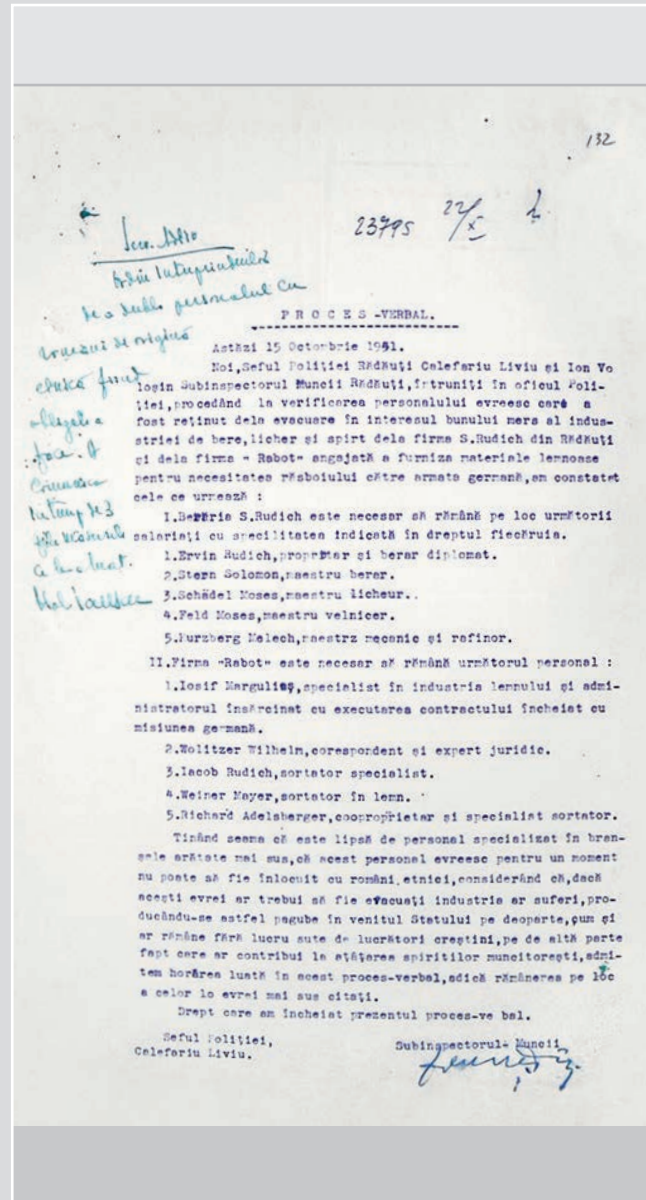
Die aus der Bukowina und Bessarabien verschleppten Jüdinnen und Juden kamen in größtenteils zerstörte und leere Dörfer und Kleinstädte, in denen nur noch vereinzelt rumänische, moldauische, ukrainische und „volksdeutsche“ Bauern lebten. Die Deportierten weigerten sich allerdings, Opfer zu sein: sie arbeiteten, tauschten und handelten, auch wenn ihnen bewusst war, dass sie stets betrogen wurden. Gleichzeitig richteten sie



Hilferufe an die – mit Sondererlaubnissen ausgestattet – zu Hause Gebliebenen, die von Kurieren zwischen der alten Heimat und Transnistrien heimlich befördert wurden. Einer dieser Boten war Dr. Albert Twers, der aus einer katholisch-protestantischen Familie aus der Kleinstadt Radautz stammte und in Czernowitz Jus studiert hatte. 1933 heiratete er Deborah, die Tochter von Naftalie und Amalia Alpern, wurde deswegen antisemitisch angefeindet und musste seine Kanzlei schließen. Seit diesem Zeitpunkt stand er unter Beobachtung der rumänischen Gendarmerie, die mehrfach willkürlich Hausdurchsuchungen bei dem „Element Twers“ durchführte. Nach dem Auffinden eines Radios bezichtigte sie ihn des Hörens von „Feindsendern“ und unterstellte ihm gleichzeitig, feindlicher Demokrat und feindlicher Sowjet zu sein, doch konnte er als Jurist diese Anschuldigungen rasch abwehren.

Er fand Arbeit als Kontorist bei der Firma Import-Export Heinz Hellmann aus Bukarest und erhielt dafür eine Reisekonzession. Als seine Schwiegereltern und weitere Verwandte seiner Frau nach Transnistrien deportiert wurden, zögerte er nicht, fuhr in das noch umkämpfte Gebiet und brachte so die ersten Pakete mit überlebensnotwendigen Dingen. Mit Hilfe seines Bruders Otto, Militärstaatsanwalt in Iași, gelang es ihm, eine Rückkehrerlaubnis für einen großen Teil seiner Verwandten zu erhalten.<sup>12</sup> Doch da er das Elend der vielen anderen gesehen hatte, brachte er weiterhin Briefe und Pakete nach Transnistrien und kehrte mit Hilferufen nach Hause zurück.

Am 3. Jänner 1942 wurde er von der rumänischen Gendarmerie mit 193 Briefen am Bahnhof von Lipnic verhaftet – der Vorwurf lautete Hochverrat. Alle Sicherheitsbehörden wurden miteinbezogen, der Geheimdienst bereitete zusätzliche Anklagepunkte vor: Schmuggel, Anstiftung zum Schmuggel, illegaler Posttransport, Kollaboration mit den Sowjets sowie Beihilfe zur Fälschung von Erklärungen. Twers wurde im Gefängnis des Geheimdienstes in Bukarest inhaftiert und stand ab dem 3. Juni 1942 vor dem Czernowitzer Kriegsgericht. Wie bei ähnlichen Fällen argumentierte sein Anwalt, dass es in Rumänien kein Gesetz gäbe, das den Trans-



Dokument vom 15. 10. 1941, ausgestellt vom Polizeichef von Radautz, das den Fortbestand der Brauerei Rudich ermöglichte. Damit konnten zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor der Deportation gerettet werden. © Foto: Edgar Hauster

port von Lebensmitteln innerhalb des Landes verböte. Um dem Geheimdienst die Schmach eines Freispruchs zu ersparen, wurde Dr. Albert Twers schließlich wegen Verstößen gegen das Postgesetz verurteilt. Kurze Zeit später wurde er aus dem Gefängnis entlassen, stand aber trotzdem als „Feind des faschistischen Regimes“

unter ständiger Beobachtung. Um die Versender und Empfänger von Briefen und Paketen zu schützen, stellte er daraufhin seine Tätigkeit als Kurier ein.<sup>13</sup>

## Kleidung in Transnistrien

Da die Verschleppten nur einen Koffer mitnehmen durften und dieser häufig während der „Anreise“ „verloren ging“, genauer gesagt, gestohlen wurde, waren die Kleider, die sie am Leibe trugen, oft ihr einziger verbliebener Besitz. Daher nimmt Kleidung neben Geld, Lebensmitteln und Medikamenten in den Briefen eine besondere Stellung ein. Die Zeit vor der Vertreibung wird im Verhältnis wenig thematisiert, was insofern erstaunt, da meistens nur ein bis zwei Monate vergangen waren, seit die Verfasserinnen und Schreiber der Briefe ihr Zuhause hatten verlassen müssen. Ebenfalls überraschend ist die Verwunderung über die Deportationen selbst, da die Lokalpresse in der Bukowina bereits ab 1933 von Konzentrationslagern<sup>14</sup> und willkürlichen Verhaftungen und Verschleppungen von Jüdinnen und Juden sowie dem systematischen Raub deren Eigentums in Deutschland und später auch in Österreich berichtete.<sup>15</sup>

Der Rückblick auf die Zeit davor ist bitter und der Schmerz offensichtlich: *Von meinem Übermut habe ich schon sehr viel eingeübt und leider tanze ich nicht mehr im lila Nachthemd bei Euch im Schlafzimmer* (Doc. 172, S. 799, Abb. S. 57 rechts). Die Sehnsucht ist spürbar und reicht über eine Erinnerung hinaus. In den rund 100 Ortschaften, in welche die Deportierten gezwungen wurden, gab es nicht nur zu wenig Wohnraum, sondern die Häuser waren zu einem erheblichen Teil zerstört. Ein Schlafzimmer oder irgendeine andere Form eines privaten Rückzugraumes gab es nicht, selbst Betten fehlten, sodass die Menschen am Boden<sup>16</sup> oder auf aufgebockten Türen<sup>17</sup> schliefen. Zusätzlich wird der Verlust an Selbstbestimmung und Normalität anhand der Kleidung thematisiert: *Unter anderem habe ich im letzten Augenblick einen neuen Herbstmantel der Herta in hellgrau und ein reizendes Kleiderl in den Kasten zurückgelegt. Sie weint sehr oft um all ihre Sachen* (Doc 77, S. 359). In diesen Zeilen wird auch die Zeitlichkeit

offensichtlich: der Herbstmantel wurde ebenso wenig wie ein dünnes Kleid mitgenommen, weil bereits mit dem Winter gerechnet wurde und eine baldige Erlaubnis zur Rückkehr nicht wahrscheinlich schien.

Die Erinnerungen an die traumatische Abreise hingegen finden sich in einer Vielzahl von Briefen, doch zeigt sich hier eine zusätzliche Komponente, die für den mittel- und westeuropäischen Holocaust nur in Ausnahmen dokumentiert ist: Es bestehen unmittelbar nach dem Raub jüdischen Eigentums Kontakt mit den Dieben und vielfache Versuche, zumindest überlebensnotwendige Teile zurückzuerhalten. *Es freut mich, dass Sie in meinem Haus wohnen und Sie all meinen Besitz, den ich zurückgelassen habe, übernommen haben [...]. Abgesehen davon würde ich Sie bitten mir ein Paar alte, dunkle, gute Hosen zu schicken, die ich im Schrank im Schlafzimmer oder am Dachboden gelassen habe* (Doc. 64, S. 307). Diese Zeilen schrieb der 1895 in Siret gebo-



**STIMMEN-  
VERSTÄRKERIN**

**WER UND WAS IST DIE AK?**  
Die Arbeiterkammer ist so etwas wie das Sprachrohr und die Anwältin der arbeitenden Menschen. Wir kämpfen dafür, dass sie gehört, fair bezahlt und rechtlich abgesichert sind.

[wien.arbeiterkammer.at/immernah](https://wien.arbeiterkammer.at/immernah)

**WIEN.ARBEITERKAMMER.AT** **GERECHTIGKEIT MUSS SEIN**

edlkuahin - Adobestock





Synagoge von Radautz  
© Edgar Hauster

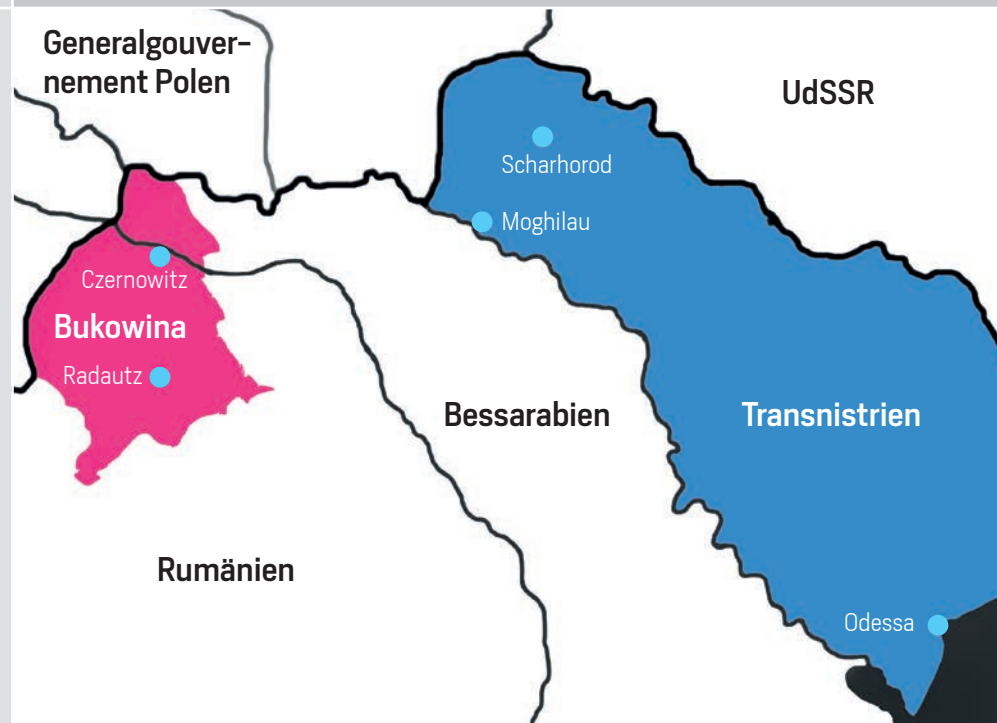
Rechte Seite: Überblicks-  
karte © Benjamin Grilj

rene Salomon Smerl Rosenthal an den neuen „Besitzer“ seines Hauses in Radautz.<sup>18</sup> Wesentlich deutlicher werden die Zwangsenteignungen in einem Brief des Stoff- und Modehändlers Baruch Hait: *Außerdem hat Herr [Gendarmerie-Unteroffizier Haramblie] Vasilco<sup>19</sup> an Manufaktur- und Konfektionswaren im Werte von mindestens 200–250.000 Lei [...] von zu Hause zur Aufbewahrung bekommen. Da ich aus dem bisherigen Stillschweigen des Herrn Vasilco annehme, dass er schlechte Absichten hat, bitte ich Sie die Freundlichkeit zu haben und alles Mögliche anwenden, um das Geld herauszubekommen* (Doc. 15, S. 95). Um die Relation herzustellen sei erwähnt, dass Baruch Hait für den Auftrag, sämtliche Polizei- und Feuerwehruniformen für die gesamte Bukowina herzustellen, insgesamt 50.000 Lei erhalten hatte.<sup>20</sup>

Die Vertriebenen waren nicht nur zu Hause Raub und Diebstahl ausgesetzt, sondern – als völlig entkräftete, wehrlose und rechtlose Gruppe – noch viel mehr auf dem Weg. Sowohl Vertreter der Behörden (Gendarmen, Soldaten oder Grenzschutzeinheiten) als auch die Zivil-

bevölkerung beteiligten sich an Überfällen, wobei diese sehr unterschiedlich dargestellt werden. In manchen Briefen wird versteckt darauf hingewiesen und von Verlust gesprochen: *Wir leben im größten Elend, haben keine Kleidung und kein Dach über dem Kopf, wir haben auf dem Weg alles verloren* (Doc. 5, S. 59, Abb. S. 55 links). In anderen Briefen wird erwähnt, dass die Menschen gehetzt und getrieben wurden: *Und wenn Sie hierherkommen wollen, würde ich Sie bitten, mir etwas von der Wäsche meines Mannes zu bringen, weil ich, was ich von zu Hause mitgenommen habe, auf dem Weg zurückgelassen habe* (Doc. 32, S. 157). Doch finden sich auch direkte Beschreibungen des Geschehens: *Sie hatten großes Pech, weil man ihnen einen Koffer gestohlen hat und jetzt haben sie nichts zum Anziehen und keine Schuhe und hier findet man nichts* (Doc. 39, S. 193).

Auffällig in den Briefen ist, dass die Beziehungsebene zwischen Sender und Empfänger den Inhalt determiniert: wenn die Empfänger besonders nahestehende Verwandte wie z. B. Kinder sind, werden die Überfälle ebenso abgeschwächt geschildert wie gegenüber Per-



sonen des rumänischen Staates – so wandte sich ein Briefschreiber direkt an Marschall Antonescu, andere an den Obergerichtspräsidenten. Am deutlichsten werden die Ereignisse Freunden oder entfernteren Familienmitgliedern mitgeteilt. Im Gegensatz zu anderen gestohlenen Dingen nimmt Kleidung eine zentrale Rolle ein. Selbst Geld ist im Verhältnis dazu relativ nebensächlich, was aber auch mit der Inflation, der Währungsreform, dem Wechselkurs zwischen russischem Rubel und rumänischem Lei sowie dem darauffolgenden Verbot des Rubels als Zahlungsmittel in den neu eroberten Gebieten zusammenhängt. Geld verlor in dieser Situation nicht nur an Wert, sondern vor allem an Bedeutung, da binnen kürzester Zeit der gesamte Handel sowohl mit der noch anwesenden Zivilbevölkerung als auch unter den Vertriebenen selbst auf Tauschwirtschaft umgestellt worden war. *Es sind schon zwei Monate verstrichen, dass ich mit Frau, einer alten Mutter und zwei kleinen, unmündigen Kindern von meinem Heim verjagt, mich hier befinde. Entblößt, verarmt, stehe ich da und der Hunger droht uns zu vernichten, da ich bereits meine Kleider,*

*wie auch die Kleider meiner Frau gegen Lebensmittel veräußern musste. (...) Herr Präsident, ich bitte Sie (...) beide Mäntel, beide Anzüge, die weiße Hose und 2 Hüte dem Überbringer zu übergeben, damit ich wiederum was anzuziehen habe und die restlichen Sachen, Kleider gegen Lebensmittel eintauschen kann, damit ich nicht Hungers mit meiner Familie sterbe. (...) Haben Sie Erbarmen und verlassen Sie mich nicht. Ich bin in einem zerrissenen Anzug geblieben, da ich fast alle Kleider wie auch meine Wäsche gegen Brot tauschen musste (Doc. 95, S. 455, Abb. S. 56).*

Als Ende November, Anfang Dezember 1941 der Winter einsetzte, verschlimmerte sich die Situation wesentlich und die Frage nach warmer Kleidung wurde existenziell. *Da wir unserer Strickjacken beraubt wurden, verlange von Fr. P. die vorrätige Wolle und alle Stopfwolle und Seiden und hebe sie auf bis wir kommen. Sonst musst Du sie herschicken, damit wir etwas für die Kälte stricken (Doc. 77, S. 349). Ich habe nichts Warmes, auch nur ein Paar Strümpfe, die ich trage und die schon ziemlich zerrissen sind (Doc. 118, S. 581).*

Mit dem aufkommenden Schnee rückte zusätzlich die Bedeutung von Schuhen in den Vordergrund. Transnistrien war zuvor eine wirtschaftlich unterentwickelte, stark verarmte und kleinstbäuerliche Region. Die Straßen waren unbefestigt, ein Bankett nicht existent. Durch die Feuchtigkeit verwandelte sich der Boden zu Schlamm, in dem man schon auf kurzen Strecken seine Schuhe verlor. Vor allem in den kleineren Gemeinden, wie z. B. Scharhorod, existierten weder Kanalisation noch Aborte und nach dem Auftreten erster Fälle von Typhus und Ruhr wurde das Verrichten der Notdurft im Ortsgebiet verboten.<sup>21</sup> Feste Schuhe, *Bocauczen* genannt, wurden somit essentiell. *Ich benötige ein Paar Bocauczen Nr. 45, es dürfen auch abgegangene sein, oder ein Paar Sohlenleder für meine Schuhe, da ich nur ein Paar Schuhe habe. Nur mit verlässlichen Personen darf man schicken, sonst wird es genommen* (Doc. 26, S. 141). Die Ansprüche wurden auf ein Minimum reduziert, sodass auch in Kauf genommen wurde, sich auf vorhandene Schuhe zusätzliche Sohlen zu nageln, um sie winterfest zu machen, *denn mir ist kalt an den Füßen* (Doc. 40, S. 205).

Deutlich sichtbar wird in diesen Zeilen die Notwendigkeit verlässlicher Kuriere, da offiziell verschickte Pakete geöffnet und deren Inhalt willkürlich gestohlen wurde. Daneben kam es weiterhin zu Übergriffen durch die ansässigen Bauern: *[...] sind hier im Ort bestohlen worden: alle Mäntel, Katum-Kleider,<sup>22</sup> Bettzeug und auch das Geld. [...] Wenn es noch lange dauert, werde ich, was ich leider nicht zu Hause getan habe, mich vergiften müssen* (Doc. 155, S. 733). So beraubt, fehlten auch die gewöhnlichen Dinge eines Hausrats, die ersetzt werden mussten, wie die angesprochene Bettwäsche. Der (Ober-)Rabbiner Chaim Mordechai Rosenbaum schrieb darüber: *Wäre die Kälte hier nicht so stark, hätte ich verkauft meinen Mantel, aber wir brauchen ihn, um uns zuzudecken* (Doc. 110, S. 529, Abb. S. 57 links). Elend und Not waren allgegenwärtig und wurden mit Hilfe von Kleidung beschrieben: *Ich selbst habe das Paar Unterhosen, in dem ich aus Suceava wegfuhr, einen Monat, d. h. bis wir in Scharhorod ankamen, ununterbrochen getragen. Erst hier*



Oberrabbiner Dr. Jakob Abraham Mark, 1930er Jahre © Digitales Forum Mittel- und Osteuropa e.V.

*schenkte mir Dr. Schapira ein zweites Paar* (Doc. 201, S. 973). Hier wird nicht nur auf den Mangel verwiesen, sondern auch auf das Fehlen von Hygiene und damit verbunden auf Scham, die in vielen Briefen zum Ausdruck kommt.

In einer Situation, in der *Menschen sterben wie Fliegen* (Doc. 118, S. 581), kann auch die rituelle Bedeutung von Kleidung nicht übersehen werden, *[...] denn auch das Sterben ist hier schrecklich hässlich: man macht Massengräber und wird so beerdigt, wie man stirbt, d.h. in denselben Kleidern und nicht gewaschen* (Doc. 46, S. 233). Es handelte sich um tiefe Eingriffe in die (religiöse) Identität, die hier zum Ausdruck gebracht wurde.



Nach der Zerstörung von Bethäusern und Friedhöfen – zum Beispiel in Pechera – wurde den Deportierten selbst die rudimentärste Möglichkeit genommen, sich von den Verstorbenen den Traditionen entsprechend zu verabschieden.

In den meisten Briefen zeigt sich deutlich, dass die Menschen nicht aufgaben, sondern um ihr Überleben kämpften, wobei der bereits erwähnte Tauschhandel eine besondere Rolle einnahm: *Seit einigen Tagen kann man um Geld nichts bekommen. Es wird nur gegen Kleider, Seife, etc. getauscht* (Doc. 170, S. 789). Doch gleichzeitig sah man darin die Chance, selbst aktiv zu werden und die Initiative zu übernehmen: *Ich bitte Sie nochmals darum mir ca. 15 kg Chromkali [Kaliumdichromat] zu schicken durch den Überbringer, da unser Leben davon abhängig ist, dass wir ein paar Felle ausgerben und eintauschen gegen Lebensmittel. Sonst gehen wir alle vor Hunger zu Grunde, denn für*

*Geld bekommt man hier gar nichts* (Doc. 143, S. 689). „Wir“ sind in diesem Brief Hermann Edelstein und seine älteren Brüder Leo, Jacob, Isac, Osias und Salo, die sich zusammenschlossen und gemeinschaftlich eine Werkstatt im Ghetto von Moghilev aufbauten. Mit den Waren, die sie aus Radautz erhielten, begannen sie, Schuhe zu produzieren, die sie sogar an die rumänische Verwaltung verkauften. Daneben betrieben manche ein kleines Gewerbe, wie Frau Kreisberger/Kirmajer, ebenfalls aus Radautz: *Vielleicht gelingt es Ihnen, nur durch die Firma Rudich, Bierbrauerei, 5 kg Wolle zu schicken? Ich könnte daraus Handschuhe, Kapuzen, Schals, etc. stricken und etwas Geld verdienen. Es ist leider hier alles so teuer, dass wir uns fast nichts leisten können. (...) Bitte zu schicken nur durch sichere Hand, sonst lieber nicht. Und den Kurier mit Wolle zu bezahlen. Geld haben wir nicht* (Doc. 140, S. 671). Die Brauerei Rudich war eine zentrale Anlaufstelle für viele

 Bundesministerium  
Europäische und internationale  
Angelegenheiten

# IHRE IM FALL DES FALLES- APP.

Das Außenministerium ist bei Notfällen im Ausland für Sie da – weltweit und rund um die Uhr. Jetzt kostenlos und bequem über den QR-Code oder den App-Store die Auslandsservice-App downloaden und im Ausland gut informiert bleiben. Registrieren Sie sich vor längeren Aufenthalten im Ausland oder vor Ihrer nächsten Reise. Wir informieren Sie über die aktuelle Lage in dem Land, in dem Sie sich aufhalten und helfen, sollten Sie Unterstützung brauchen.

– Dein Außenministerium



ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



Briefschreiber. Die Eigentümerin Minna Rudich erklärte nach Antonescus Machtübernahme die Brauerei zu einem kriegswichtigen Betrieb und rettete so ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor der Deportation.

Obwohl die Zukunftsaussichten sehr düster geschildert wurden, gab es auch Hoffnung, die einerseits stark religiös konnotiert war – [...] *heute ist der erste Chanukka-Tag, vielleicht wird ein Wunder geschehen, wie vor vielen Jahren* (Doc. 189, S. 877) –, andererseits aber mit Kleidung umschrieben wird: [...] *es sind unter anderem Seidenstrümpfe, die heute bestimmt 1000 Lei das Paar kosten. Dieses Dutzend Strümpfe habe ich mir für die Carmi abgekargt und hab mir nicht gegönnt auch ein Paar anzuziehen, damit das Kind sie nach dem*

*Kriege hat, wenn man eventuell keine bekommen und sie schon erwachsen sein wird* (Doc. 77, S. 349).

In beinahe allen 193 Briefen der unterschiedlichen Verfasserinnen und Verfasser aus den verschiedenen Teilen Transnistriens wird Kleidung angesprochen. Anders als im Kontext einer „normalen“ Existenz in einem gesicherten Umfeld geht ihre Bedeutung über Schutz vor Kälte und Zeichen der Selbstrepräsentation weit hinaus. Ihr Tauschwert sichert buchstäblich das Überleben und übernimmt als darauf hinweisendes Zeichen die Funktion, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu schildern. Mit ihr lassen sich Erinnerungen an die Normalität ebenso abbilden wie Verzweiflung und Hoffnung.

**Medizinstudenten rücken am 1. November ein.** Im Sinne der neuen Bestimmungen des Großen Generalstabes wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß alle Studenten der medizinischen Fakultät, die noch nicht ihren Militärdienst geleistet haben, mit dem 1. November 1942 eingezogen werden, um in der militärischen Ausbildungsstelle der Fakultät ihre Dienstzeit abzuleisten. Die 20 Jahre alten und älteren Medizinstudenten werden sich entgegen der Veröffentlichung vom 25. September 1942 nicht mehr bei den zuständigen Rekrutierungsämtern, sondern gleich bei der Ausbildungsstelle ihrer Fakultät melden. Alle Medizinstudenten des Jahrganges 1942/43, die sich im ersten Studienjahr befinden, müssen sich am 1. November 1942 bei ihren Rekrutierungsämtern stellen, wo sie die vom Sekretariat der Fakultät ausgefolgte Bestätigung vorlegen, aus der hervorgeht, daß sie die Aufnahmeprüfung bestanden haben und fürs erste Jahr eingeschrieben sind. Alle Studenten, die noch nicht das nötige Alter haben, um eingezogen zu werden, müssen sich ebenfalls am 1. November 1942 als Freiwillige bei der Ausbildungsstelle ihrer Fakultät einfinden. Studenten, die sich nicht bei ihren Rekrutierungsämtern stellen, werden gemäß der Militärgesetze bestraft.

**Die Einreise nach Bessarabien und Transnistrien.** Wie amtlich mitgeteilt wird, werden auf Grund eines Uebereinkommens zwischen den Gouvernements Bessarabien und Transnistrien Einreisebewilligungen von Bessarabien nach Transnistrien und umgekehrt nur an Beamte, die dienstlich reisen, Kaufleute und Industrielle, die Warenlager in Transnistrien haben, sowie an kulturelle Gesellschaften und Schriftsteller, die zu Propagandazwecken nach Transnistrien reisen, und nur mit Zustimmung des

Gouvernements Transnistrien ausgefolgt. Für die Fahrt von Transnistrien nach Bessarabien gelten die gleichen Grundsätze, mit der Einschränkung, daß Nichtrumänen aus Transnistrien, selbst wenn sie Verwandte in Bessarabien haben, nicht nach Bessarabien einreisen können. Die aus Transnistrien gebürtigen Nichtrumänen können nur in Sonderfällen, wenn sie das Vertrauen der transnistrischen Behörden genießen, eine Einreisebewilligung erhalten. Die Einreisebewilligungen werden sowohl in Bessarabien als auch in Transnistrien beim Gouvernment, den Kreispräfecturen, dem Polizeipräfecten von Odessa, sowie dem Gendarmerieinspektorat von Transnistrien ausgefolgt. Die an Privatpersonen ausgefolgten Einreisebewilligungen sind nur 30 Tage gültig.

**Ergebnis des Fischfanges in Rumänien.** Laut dem Berichte der Handelsfischerei wurden im Monat September 1942 5.126.000 kg Fische gegen 2.941.286 kg im Monate September des Vorjahres gefangen. In der Zeit vom 1. April bis zum 1. Oktober 1942 wurden insgesamt 21.316.000 kg gegen 9.574.140 kg in derselben Zeit des Vorjahres gefangen. Die Erhöhung beträgt 122 Prozent. Die Einnahmen des Staates betragen in dieser Zeit 354.816.000 Lei gegen 152.047.104 Lei in derselben Zeit des Vorjahres.

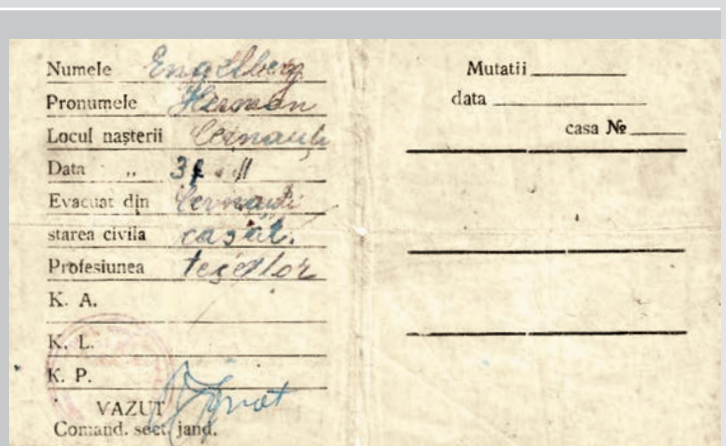
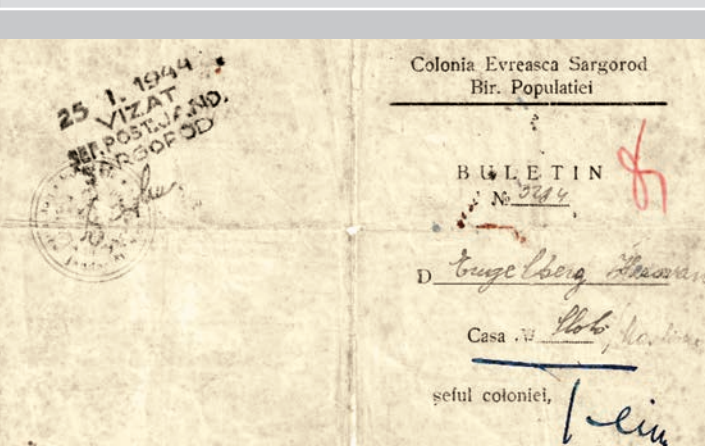
**Wederwaren im Werte von 11 Millionen Lei gestohlen.** Aus Bukarest wird berichtet: In der Nacht von Freitag auf Sonnabend wurde in der Wederwarenhandlung des P. Tarfia ein großer Einbruch verübt. Unbekannte Täter drangen, nachdem sie das Gitter eines Fensters zerschnitten hatten, in das Warenlager ein, von wo sie Weder im Werte von 11 Millionen Lei entwendeten. Die Polizei hat sofort umfangreiche Nachforschungen einzuleiten.

*Kundmachung der Reisebeschränkungen zwischen Bessarabien und Transnistrien, Südostdeutsche Tageszeitung. Organ der Deutschen in Rumänien, Ausgabe Banat, 29. [24.] Jg./236, 13. 10. 1942, S. 6 © ÖNB/Anno*

*Rechte Seite: Ausweis für Hermann Engelberg im Ghetto Scharhorod 1944 © Digitales Forum Mittel- und Osteuropa e.V.*

## Anmerkungen

- 1 Derzhavnij Archiv Chernivskoji Oblast (DACO), F-1061, Inventar 1, dosar 2, 1, Doc. 77 (siehe dazu die Abb. S. 55 rechts), zitiert aus Benjamin Grilj (Hg.), *Schwarze Milch. Zurückgehaltenen Briefe aus den Todeslagern Transnistriens*. Innsbruck 2013, S. 349–350. Aus Gründen der Lesbarkeit wurden Fehler aus dem Original nicht übernommen. Alle weiteren kursiv gesetzten Zitate sind aus diesem Buch.
- 2 Aus Gründen der Lesefreundlichkeit wird in Folge die im Deutschen übliche Ortsbezeichnung verwendet.
- 3 Bei der letzten Volkszählung von 1910 stellten die Rumänisch-, Ukrainisch- und Deutschsprachigen jeweils fast ein Drittel der Bevölkerung.
- 4 Vgl. Mariana Hausleitner, *Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944*. München 2001, hier vor allem S. 133.
- 5 Vgl. Irina Livezeanu, *Cultural Politics in Greater Romania. Regionalism, Nation Building and Ethnic Structure 1918–1930*. Ithaca 1995, S. 64.
- 6 Vgl. Hausleitner, *Die Rumänisierung* (wie Anm. 3), S. 266–301.
- 7 Vgl. Hiltrun Glass, Manfred Reifer und Mayer Ebner – zwei Bukowiner Zionisten in ihren Selbstzeugnissen. In: Krista Zach, Cornelius Zach (Hg.), *Deutsche und Rumänen in der Erinnerungsliteratur. Memorialistik als Geschichtsquelle*. München 2005, S. 197–204, hier S. 199.
- 8 Das historische Bessarabien deckt sich weitgehend mit dem heute westlich des Dnjeprs liegenden Teil der Republik Moldau, nur dass es zusätzlich kleinere Gebiete im Norden und Süden umschloss, die heute Territorium der Ukraine und Rumäniens sind.
- 9 Vgl. u. a. Margit Bartfeld-Feller, *Erinnerungswunde. Weitere Geschichten aus Czernowitz und aus der sibirischen Verbannung sowie Zeitungsbeiträge und Berichte*. Konstanz 2007.
- 10 Vgl. Mariana Hausleitner, *Rumänien und der Holocaust. Ermordung, Rettung, Aufarbeitung*. In: Manfred Sapper, Volker Weichsel (Hg.), *Durchblick. Politik und Gesellschaft in Rumänien*. Osteuropa 6/8/2019, S. 73–91, hier S. 75.
- 11 Vgl. Mariana Hausleitner, *Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. In: Helmut Braun (Hg.), *Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole*. Berlin 2003, S. 31–82, hier S. 72.
- 12 Vgl. Lebensbeschreibung von Eugen Twers: [https://www.europeana.eu/en/item/2020601/https\\_\\_\\_1914\\_1918\\_europeana\\_eu\\_contributions\\_1100](https://www.europeana.eu/en/item/2020601/https___1914_1918_europeana_eu_contributions_1100) (17. 4. 2023).
- 13 Die Biographie von Albert Twers konnte aus folgenden Unterlagen rekonstruiert werden: aus seinen zweiseitigen Memoiren (dem Autor als Faksimile von der Enkeltochter übergeben), der in Anmerkung 12 erwähnten Autobiographie seines Bruder Eugen, einem Brief der Kultusgemeinde Radautz an die Sowjet-Militäradministration (ebenfalls als Faksimile von der Enkeltochter überreicht) sowie aus der Korrespondenz zwischen der Gendarmerie in Chishinau, Radautz und Czernowitz, der Securitate und den Gerichten in Bukarest und Czernowitz, die im DACO liegen, v. a. Fond 30, Inv. 4, Dosar 21, Fila 79, 121, 122 (unter der alten Archiv-Bezeichnung der Securitate A.S.R.C abgelegt).
- 14 Vgl. u. a. Journalisten in Dachau. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, Czernowitz, 20. 7. 1938, S. 2.
- 15 Vgl. u. a. *Sklaverei in Deutschland*. In: *Ostjüdische Zeitung*, Czernowitz, 13. 8. 1933, S. 1.
- 16 Vgl. Grilj, *Schwarze Milch* (wie Anm. 1), Doc. 20, S. 123.
- 17 Vgl. ebda, Doc. 1, S. 43.
- 18 An dieser Stelle sei Edgar Hauster, der die Radautzer Matriken freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, für seine Unterstützung gedankt.
- 19 20 der Briefe wurden von der Siguranță (Direcția Generală a Poliției de Siguranță) im Zuge der Ermittlungen gegen Twers übersetzt, so auch dieser. In dieser Übersetzung findet sich der volle Name und auch der Rang von Vasilco.
- 20 Vgl. *Czernowitzer Bezirksfragen*. In: *Czernowitzer Morgenblatt*, 23. 1. 1932, S. 3.
- 21 Vgl. Grilj, *Schwarze Milch* (wie Anm. 1), Doc. 118, S. 581.
- 22 Katun ist ein samtähnlicher Stoff.





# Die Fallstudie „Erez Israel“

## Kleidung und Mode als Zugang

Svenja Bethke

**E**ine schwarz-weiße Fotografie, aufgenommen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Moshav Ein Ganim in der Nähe von Petach Tikva, einer der ersten jüdischen Siedlungen in Palästina, zeigt eine Gruppe von Menschen, die ihren Blick auf den Fotografen richtet (Abb. unten). Jede Person auf dem Foto ist anders gekleidet: eine im Vordergrund liegende Frau, ihren Kopf auf den Arm gestützt, trägt ein elegantes helles Rüschenkleid.

Einige der abgebildeten Männer tragen den Fez, die offizielle Kopfbedeckung im Osmanischen Reich, und helle russische Bauernhemden. Andere Männer tragen helle Tücher als Kufiyas um den Kopf gewickelt, wie es unter den Beduinen verbreitet war. Einige von ihnen halten Arbeitswerkzeuge in den Händen, als ob diese ihre Outfits ergänzen sollen. Die Abgebildeten gehörten der jüdischen Einwanderungsbewegung zwischen 1882 und



## zur jüdischen Migrationsgeschichte

1914 an, die ungefähr 70.000 Jüdinnen und Juden aus Osteuropa zählte, die in das osmanische Palästina – in ihrer Vorstellung „Erez Israel“, das „Land Israel“, – einwanderten.<sup>1</sup> Sie flohen vor antisemitischen Pogromen im Russischen Reich, hofften auf wirtschaftliche Verbesserung und folgten dem zionistischen Ruf nach der „Rückkehr“ des jüdischen Volkes in die Region, die als historisches jüdisches Heimatland begriffen wurde.<sup>2</sup>

Ähnliche Fotografien wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts vermehrt in „Erez Israel“ aufgenommen. Nach der Erfindung des fotografischen Prozesses 1839 war besonders der Beginn des 20. Jahrhunderts von einer Demokratisierung der Fotografie geprägt, mit dem die gehobene Mittelschicht in Europa und Nordamerika einen leichteren Zugang zu Kameras hatte, die nun auch das Fotografieren von Schnappschüssen ermöglichten.<sup>3</sup>



*Agudat HeChalutz, Datum unbekannt © CZA, Ariyeh Rafel Zenzipper Collection, 1884–1937, PHZPR, Sign. 1250496*

*Linke Seite: Gruppe im Moshav Ein Ganim, ca. 1908 © The Oded Yarkoni Historical Archives of Petakh Tikva, Sign. 002-002/2514*



Mitglieder des HaShomer, um 1913  
© Pinchas Lavon Institute, Avraham  
Soskin Collection, Sign. P -51055

Mit einem Schwerpunkt auf dem westeuropäischen Markt war die Erwerbsmöglichkeit in Osteuropa jedoch begrenzt und es ist unwahrscheinlich, dass einfache jüdische Einwanderer aus der Region ihre Kameras mitgebracht hatten. Es ist daher davon auszugehen, dass die Aufnahme geplant war, die Fotografierten im Vorfeld davon wussten und vermutlich auch darüber nachdachten, wie sie sich für diese Gelegenheit kleiden würden. Zwei Aspekte werden bei der Betrachtung des Bildes deutlich: Erstens wurden verschiedene Einflüsse – zwischen den Herkunftsländern und der neuen Heimat – in die Kleidung integriert und zweitens schien es keinen Konsens zu geben, wie man sich am besten zu kleiden habe. Dennoch ist anzunehmen, dass die abgebildeten Menschen ihre Kleidung, sofern aufgrund von Mangel möglich, vor der Fotoaufnahme auswählten und dass sie eigene,

wenn auch variierende Vorstellungen davon hatten, was „ästhetisch“, gar „modisch“ und „angemessen“ war. Kleidung und Mode ermöglichen in besonderer Weise den Ausdruck von Identitäten und Zugehörigkeitsgefühlen, sowohl auf der individuellen wie auch auf der kollektiven Ebene.<sup>4</sup>

Modelforscher/innen und Historiker/innen haben zu definieren versucht, inwiefern sich Kleidung und Mode unterscheiden. Die Kulturhistorikerin Anat Helman schreibt etwa: *Während „Kleidung“ die umfassendere und technischere Facette der Bedeckung des menschlichen Körpers bezeichnet, ist „Mode“ eher mit gesellschaftlichen Normen und Ästhetiken verbunden.*<sup>5</sup>

Deutlich wird, dass Mode keine objektive Kategorie ist, sondern eine Definition, die vom sozialen Kontext abhängt, in dem sie formuliert wird. Darüber hinaus wird Mode oft mit der Existenz eines sogenannten Modensystems in Verbindung gebracht, das Prozesse des Designs, der Produktion, der Werbung und des Konsums umfasst.<sup>6</sup> Gemäß derartigen Definitionen hat sich die aufkommende Modegeschichte schwerpunktmäßig auf





*Kvatza Chalutzim Tel Hai, Crimea 1924 © Central Zionist Archives (CZA), Ariyeh, Rafel Zenzipper Collection, 1884–1937, PHZPR, Sign. 1250453*

nationale, entwickelte Modesysteme konzentriert, mit denen bestimmte Vorstellungen von Mode gesellschaftlich formuliert und verankert werden konnten.<sup>7</sup>

Die Fallstudie des vorstaatlichen „Erez Israel“ unterscheidet sich davon grundlegend. Gerade daher ermöglicht sie jedoch – mit dem Blick auf Kleidung und Mode – einen neuartigen Zugang zur vorstaatlichen jüdischen Migrationsgeschichte, die darüber hinaus Relevanz für die Erforschung anderer Migrationsgesellschaften hat. Jüdische Masseneinwanderung aus Europa begann um 1880 und setzte sich im Rahmen mehrerer Einwanderungswellen, den Aliyot (hebr.: die Aufstiege), bis zur Gründung des israelischen Staates 1948 und darüber hinaus fort. Der so entstehende Yishuv, die vorstaatliche jüdische Gesellschaft, war dabei überaus heterogen mit jüdischen Einwanderern aus dem Russischen Reich,

später der Sowjetunion, Rumänien, Polen, Ungarn, Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland, die zudem unterschiedlichen geografischen, sozialen und kulturellen Umfeldern entstammten. Sie ließen sich in einer Region nieder, in der es bereits eine große arabische, christliche und jemenitische Bevölkerung gab und die regelmäßig von zahlreichen christlichen Pilgern und Reisenden aus Europa besucht wurde. Die Region wurde zudem von wechselnden Besatzungsregimen regiert: Auf die osmanische Herrschaft bis 1918 folgte bis zur Staatsgründung 1948 die britische. Die Motive der Einwanderer in der Vorstaatszeit waren vielfältig, sie reichten von sozioökonomischen Gründen über die Flucht vor antisemitischen Pogromen und NS-Verfolgung bis zu politisch-zionistischen Motiven. Ein zentraler Bestandteil der zionistischen Ideologie war die angestrebte Transformation von männlichen und weiblichen Rollenvorstellungen. Der vorstaatliche Zeitraum war von der graduellen Entwicklung einer Textilindustrie geprägt, die bis in 1950er Jahre jedoch noch nicht die Charakteristika eines entwickelten Modesystems



Ein Mitglied des Kibbutz Beit Haarava testet den Boden eines Feldes, um die Tauglichkeit für den landwirtschaftlichen Gebrauch festzustellen, 1944 © Zoltan Kluger, Government Press Office Israel, The National Photo Collection, Digital ID D828-079, Wiki Commons

aufwies. Die Fallstudie „Erez Israel“ ermöglicht somit auch Einblick in die Frage, inwiefern „bloße Kleidung“ zu Mode werden kann und wer an der Formulierung damit verbundener Ideale beteiligt ist. Es wird davon ausgegangen, dass der Begriff der Mode in der beschriebenen vorstaatlichen Migrationsgesellschaft zu kurz greift, da die Gründe vielschichtiger waren als die Unterscheidung zwischen „funktional“ oder „ästhetisch“. Es scheint lohnend, zusätzlich den Begriff der „Angemessenheit“ einzuführen, der besser einfangen kann, dass Menschen aus sehr unterschiedlichen Gründen der Meinung waren, man solle sich in einem bestimmten sozialen Kontext auf eine bestimmte Weise kleiden oder nicht.<sup>8</sup> So können nuancierter Konflikte eingefangen werden, die im Bereich von Kleidungsideal und -praktiken im vorstaatlichen Yishuv – und teils bereits in Europa – ihren Ausdruck fanden.

## Jüdische Kleidung vor der Migration

In der Vormoderne bedeutete „jüdische Kleidung“ religiöse Kleidung.<sup>9</sup> Der Prozess der Emanzipation Ende des 18. Jahrhunderts drückte sich dann, mit regionalen und nationalen Unterschieden, auch in der Annahme von nichtjüdischen Kleidungspraktiken und Modetrends aus. Dies führte zur Koexistenz von moderner und religiöser jüdischer Kleidung.<sup>10</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann der Zionismus als politische Bewegung an Bedeutung, gleichzeitig nahm man Abschied von der Hoffnung, dass die vollständige Emanzipation in der Diaspora möglich sein würde. Zionistische Autoritäten propagierten die Auswanderung nach „Erez Israel“ in der Hoffnung auf eine jüdische nationale Heimstätte.<sup>11</sup> Die Vorstellung, als Juden sichtbar zu werden, war dabei zentral. Im August 1899 schrieb Heinrich York Steiner: *Wir sind nicht Zionisten geworden, um einen farbigen Lappen von unserem Mantel wehen zu lassen. Nein, wir haben den gelben Fleck aussen angeheftet, weil unsere nichtjüdischen Freunde ihn stets unter unserer Kleidung verborgen wähten. (...) Wir wollen nicht als einsame Narren mit einem gelben Fleck am Mantel*

umherwandeln, wir wollen der gelben Farbe allgemeine Achtung verschaffen.<sup>12</sup>

Obleich dieses Zitat symbolisch verstanden werden muss, weil Juden zu diesem Zeitpunkt kein gelbes Abzeichen tragen mussten, wird deutlich, auf welche Weise Vorstellungen von Sichtbarkeit durch Kleidung und die Identifikation mit dem aufkommenden zionistischen Projekt von Bedeutung waren. Der Wunsch, sichtbar zu werden, fand auch in der Verwendung von zionistischen Symbolen wie etwa Abzeichen und Anstecknadeln, die an die Kleidung geheftet wurden, und auch in der Einführung von Uniformen sowie bestimmten Outfits seinen Ausdruck.<sup>13</sup> Die Form dieser Symbole und Kleidungsweisen variierte je nach geografischer Herkunft und politischer Ausrichtung stark, verband aber die Absicht, als Zionisten sichtbar zu werden und eine Kleiderordnung zu entwerfen, die sich sowohl vom Kleidungsstil der religiösen Juden als auch von dem der Nichtjuden unterschied.<sup>14</sup> Für viele zionistische Gruppen, insbesondere für die sozialistischen Zionisten, sollte sie zudem dem neuen Bild des muskulösen, körperlich arbeitenden Juden entsprechen, das als Gegenentwurf zum antisemitischen Bild des schwächlichen, intellektuellen Juden entworfen worden war (Abb. S. 67 und 69).<sup>15</sup>

## Konflikte um Ästhetik und Funktionalität

Wie wirkten sich diese Traditionen und der Wunsch, sichtbar zu werden, auf Kleidungsideale und -praktiken nach der Einwanderung in „Erez Israel“ aus? Unterschiedliche Meinungen darüber, wie man sich angemessen kleide, führten zu Konflikten, in denen es im Kern um die Frage ging, wer der „neue ideale Jude“ wäre und wie er aussehen sollte. Bereits 1904 thematisierte Hemda Ben Yehuda (Abb. S. 72), die zweite Frau von Eliezer Ben-Yehuda, dem zionistischen Verbreiter der modernen hebräischen Sprache, der 1881 nach „Erez Israel“ immigriert war, ausdrücklich die Bedeutung von Kleidung und sprach Konflikte an, die aus dem Aufeinandertreffen verschiedener Ideale resultierten. Aufgewachsen in Moskau, favorisierte Hemda einen eleganten Kleidungsstil gemäß der neuesten Mode aus Paris und

schrrieb in ihrer eigenen Modekolumne in der Zeitung Hashkafa 1904: *Dies ist das erste Mal in meinem Leben, dass Mode in der hebräischen Presse diskutiert wird. Ich schreibe diese Zeilen mit echter Angst und Beklommenheit (...) wer weiß, ob sie mich nicht auch verfemen könnten?*<sup>16</sup>

Mit diesem Zitat verwies Hemda auf sozialistische Zionisten, die eine einfache und funktionale Kleidungsweise als Ausdruck ihrer politischen Überzeugung propagierten und dabei jeden Anschein von europäischer bourgeoiser Kultur verwarfen. Selbst unter den sozialistisch-zionistischen Gruppen gab es jedoch keinen Konsens bezüglich der idealen Art, sich zu kleiden. Obleich wir zwischen Alltagskleidung und derjenigen, die für die Aufnahme von Fotografien gewählt wurde, unterscheiden müssen, ermöglichen Studiofotografien einen Einblick in die Bedeutung des Experimentierens







Eliezer und Hemda Ben-Yehuda in ihrem Haus in Talpiot, 1918-1923 © Widener Library Cambridge, Wiki Commons

mit verschiedenen Kleidungsstilen, sowohl aus den Herkunftsländern als auch aus der neuen Heimat.<sup>17</sup> Die auf S. 68 gezeigte Studiofotografie wurde von Avraham Soskin, einem Anhänger der sozialistisch-zionistischen Bewegung, in seinem Fotostudio in Yaffa um das Jahr 1913 aufgenommen. Es ist davon auszugehen, dass die Kleidung von dem Fotografen selbst zur Verfügung gestellt wurde, da es eine Reihe von vergleichbaren Fotografien aus dem Studio gibt, auf denen andere Personen in ähnlicher Kleidung zu sehen sind.<sup>18</sup> Die Gruppe auf dem Foto zeigt Mitglieder von „HaShomer“ (hebr.: der Wächter), einer jüdischen Selbstverteidigungsorganisation, eingerichtet von der sozialistisch-zionistischen Gruppe „Poalei Zion“ (hebr.: die Arbeiter Zions), die für den Schutz der frühen jüdischen Siedlungen zuständig

war.<sup>19</sup> Die Wahl der Kleidung der fotografierten Gruppe zeigt Bezüge zu den Kleidungsgewohnheiten aus den Herkunftsländern, insbesondere des Russischen Reiches, aus denen die Mitglieder stammten. Die Fotografierten tragen russische Bauernhemden, Kleidungsstücke und Kopfbedeckungen, die typischerweise mit den Kosaken in Verbindung gebracht werden. Während Kosaken für ihre Beteiligung an antisemitischen Pogromen im Russischen Reich bekannt waren, kann die Integration der Kosakenkleidung und -hüte in Kombination mit der Ergänzung um Waffen, die als Accessoires dienten, als Aneignung feindlicher Symbole gedeutet werden, womit eine subversive Note entsteht.<sup>20</sup> Daneben nimmt diese Fotografie auch Bezug auf den von den jüdischen Siedlern romantisierten Kleidungsstil der Beduinen in der Region. Es ging hierbei um den Versuch, Aspekte der lokalen Bevölkerungsgruppe, die in der Vorstellung der jüdischen Einwanderer bereits über zahlreiche Generationen eng mit dem Land und der Natur verbunden war, zu übernehmen und damit eine Rückbesinnung auf den Ursprung von „Erez Israel“ zu erzielen.<sup>21</sup> Auch in ihrem Arbeitsalltag waren die Mitglieder von HaShomer dafür bekannt, sich wie Beduinen zu kleiden.<sup>22</sup> Andere sozialistische Zionisten kritisierten dies scharf. Josef Aharonovich, Herausgeber der Zeitung „HaPoel HaTsair“ (hebr.: der junge Arbeiter), beklagte im November 1912, dass die moralische Verfassung der Organisation von HaShomer unbefriedigend sei. Während er einerseits monierte, dass dessen Mitglieder privaten Besitz bewachten, was mit der sozialistischen Idee unvereinbar sei, beschwerte er sich auch darüber, dass sie sich zu elegant, in arabischer Kleidung kleiden würden: *Das Ideal muss sein, die Juden zu schützen und [...] die Einfachheit zu stärken und zu verteidigen und überhaupt nicht zuzulassen, den arabischen Mann zu imitieren, indem er sich in seine Tracht kleidet.*<sup>23</sup> Damit verwies Aharonovich darauf, dass ästhetische Vorstellungen von Kleidung inkompatibel mit der sozialistischen Idee, die durch Schlichtheit bestechen sollte, seien. Derartige Auseinandersetzungen über Kleidung, Mode und Ästhetik hielten an und führten zu weiteren Konflikten innerhalb der vorstaatlichen jüdischen Gemeinschaft.

## Kleidungsideale zwischen Stadt und Land

Die sozialistisch-zionistische Bewegung, begründet von jüdischen Einwanderern der zweiten und dritten Aliyah aus Osteuropa, nahm während der britischen Mandatszeit im Palästina der 1930er Jahre an politischer Kraft und Bedeutung zu. Ihre Anhänger idealisierten das Land im Gegensatz zur Stadt als Ort, an dem die Transformation des jüdischen Mannes und der jüdischen Frau insbesondere in gemeinschaftlich organisierten Kibbuzim realisiert werden sollte.<sup>24</sup> Unter der Verwendung einer entstehenden zionistischen Kultur kommunizierten und verbreiteten sie als Teil dieses Wandels auch eine spezifische zionistische Art des sich Kleidens. Das sogenannte Khaki-Outfit war funktional und einfach im

*Die ATA Textile Company Ltd. war eines der ersten Industrieunternehmen in Israel und wurde 1934 gegründet. Es war das erste Unternehmen in Israel, das Textilien vor Ort entwarf und herstellte. © Library of Congress, Print and Photographs*

Stil, einfache kurze Hosen und ein Hemd in blau oder weiß, teils ergänzt durch den „Kova Tembel“, in Europa bekannt als Fischerhut (Abb. S. 70).

Nachträglich wurde dieser Kleidungsstil von Forschern als „Anti-Mode“ bezeichnet, als eine bewusste Zurückweisung von vorherrschenden Modetrends.<sup>25</sup> Diese Entwicklung fiel mit der Entstehung einer im größeren Maßstab entwickelten Textilindustrie zusammen, oft eingerichtet von jüdischen Einwanderern, die ihre Erfahrungen und Fähigkeiten aus der Textilindustrie in Ostmitteleuropa mitbrachten.<sup>26</sup> Dementsprechend wurden die entstehenden Fabriken auch „Lodzias“ genannt, nach Lodz, dem mitteleuropäischen Zentrum der Textilindustrie. Ein prominentes Beispiel war die Ata Fabrik, 1934 eingerichtet und von der Familie Moeller aus der Tschechoslowakei geleitet. Sie erreichte durch die Produktion von Kibbuz- und Arbeiterkleidung Bekanntheit, die Marke wurde zum Symbol des zionistischen Projekts (Abb. unten).<sup>27</sup>





„Jecke“ mit Jacke und Koffer in der Steinwüste von Palästina: Dr. Otto Meyer, 1936 © Archiv des deutschsprachigen Judentums Museums im Yecke Heritage Center, Tefen, Fotosammlung Otto Meyer

Ogleich parallel in den Städten eine Modesphäre entstand, die sich an europäischen Modetrends orientierte, war es die funktionale Kleidung, die durch die Verwendung visueller Medien wie Fotografie und Posterdruck zum Symbol der erstarkenden sozialistisch-zionistischen Bewegung wurde.<sup>28</sup> Eine Einwanderungsgruppe, die diese neuen Ideale in gewisser Weise in Frage stellte, waren die ungefähr 60.000 deutschen Jüdinnen und Juden, denen es in den 1930er und 1940er Jahren gelang, aus NS-Deutschland zu fliehen. Hinzu kamen 9.500 jüdische Flüchtlinge aus Österreich nach dem sogenannten „Anschluss“ im März 1938 und 11.000 aus der Tschechoslowakei nach dem Münchner Abkommen im September 1938. Sie umfassten nach ihrer Ankunft 15 Prozent der vorstaatlichen jüdischen Gesellschaft.<sup>29</sup>

Zumeist dem Milieu der städtischen Mittelschicht entstammend, unterschieden sich ihre Kleidungsgewohnheiten und -ideale grundlegend von den funktionalen zionistischen Vorstellungen. Gezwungen, Deutschland zu verlassen, basierte ihre Auswanderung oft nicht primär auf einer zionistischen Überzeugung. Und selbst wo dies der Fall war, war das Tragen funktionaler zionistischer Kleidung primär auf jüdische Jugendgruppen beschränkt und spielte vor allem bei gemeinsamen Unternehmungen in der Freizeit eine Rolle. *Die Jeckes, die Jeckes. [...] Wie wir ins Land gekommen sind, da [...] waren [...] die Kibbuzim noch ... groß. Und die Leute sind mit 'nem Ausschlaghemd gegangen und die Jeckes haben sich die Krawatte und das Sakko angezogen. Und man hat da gesagt Jeckes ... kommt von Jacke, weil sie mit der Jacke gehen.*<sup>30</sup>

Der Begriff „Jecke“, den Jeanette Goldstein in ihrem Interview verwendet, wurde von früheren Einwanderergruppen für die neu eingewanderten deutschen Juden eingeführt und von diesen später als Selbstbezeichnung aufgegriffen (Abb. oben). Ogleich der Ursprung des Be-



griffs nicht geklärt ist, zählt die von Jeanette Goldstein gewählte Erklärung zu den am häufigsten angeführten.<sup>31</sup> Diejenigen, die es unangemessen fanden, Jacken, meist Anzugjacken, zu tragen, und eine schlichtere Kleidungsordnung propagierten, konnten die Neuankömmlinge, die dies nicht taten, als merkwürdig und anders brandmarken. Mit der ideologischen Bedeutung der ländlichen Gegend und der primär urbanen bürgerlichen Herkunft der deutschen Juden traten konträre Kleidungsideale vor allem in den Kibbuzim zu Tage. Die Anpassung an die neuen Kleidungspraktiken war für viele der deutschen Juden problematisch. Abraham Friedländer, der sich nach seiner Ankunft in Palästina in einem Kibbuz niederließ, beschreibt, wie schwierig es insbesondere für deutsche Juden war, ihre private Kleidung an den gemeinschaftlichen Kleidungsraum abzugeben, wie es die übliche Praxis in den Kibbuzim war. Er wurde sehr wütend, als er dann feststellen musste, dass der Sekretär des Kibbuz seine Lederjacke anzog, wenn er nach Tel Aviv fuhr.<sup>32</sup> Ähnliche Gründe bewegten Hilde Rudberg dazu, den Kibbuz zu verlassen. Ohne explizit danach gefragt zu werden, erwähnt sie in ihrem Interview die Schwierigkeiten, die sie in Hinblick auf ihre Kleidung im Kibbuz erlebte: *Was ich einfach nich [sic!] wollte, war, daß man mich kritisiert hat für das, was ich anziehe [...] dort [im Essenssaal im Kibbuz] hat man mich kritisiert dafür, was ich für ein Kleid angezogen hab.*<sup>33</sup>

Einige fügten sich aus pragmatischen Gründen der funktionalen Kleiderordnung: Jeanette Goldstein kaufte sich Khakihosen, weil sie wusste, dass ihr dies einen Job als Tellerwäscherin in der Universität verschaffen könnte.<sup>34</sup> Für andere versprach die Annahme der neuen Kleiderordnung gar die Möglichkeit der Anpassung, wie es für Gad Granach der Fall war, einen deutschen Juden, der 1936 nach Haifa immigrierte. In seiner Autobiografie schreibt er: *Nunmehr waren wir Chaluzim, Pioniere. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß ich sofort in die Stadt ging, um mich neu einzukleiden, denn ich wollte auf keinen Fall länger mit den Winterkleidern aus Deutschland herumlaufen, an denen mich jeder sofort als Neueinwanderer erkennen konnte. Ich kaufte mir Khakihosen, Khakihemden und einen Tropenhelm.*<sup>35</sup>

## Schlussfolgerung

Der Blick auf Kleidung und Mode ermöglicht eine fruchtbare Perspektive auf Aushandlungen von sozialer, geografischer und politischer Zugehörigkeit und Identifikation in einer Gemeinschaft. Vorstellungen davon, was „ästhetisch“, „angemessen“ oder „modisch“ ist, hängen immer vom jeweiligen Kontext ab, in dem sie formuliert werden. Aus diesem Grund ist die Perspektive besonders für Migrationsgesellschaften aufschlussreich, da hier sehr verschiedene Kleidungs-ideale und -praktiken – zwischen Herkunftsländern und neuer Heimat – aufeinandertreffen. Im vorstaatlichen „Erez Israel“ drehten sich Diskussionen und Konflikte um wiederkehrende Themen von Ästhetik versus Funktionalität, Mode versus Anti-Mode, Individualismus versus Gemeinschaft, Hierarchien zwischen Stadt und Land sowie Produktion und Konsum. Das Thema ermöglicht insbesondere in einem historischen Kontext, in dem noch keine nationalen Kleidungsideale verankert sind und in dem es noch keine entwickelte Textil- und Modesphäre gibt, auf der Mikroebene den Blick auf Aushandlungen und Konflikte einer Gesellschaft als Teil des Nationswerdungsprozesses zu werfen. Es zeigt sich, dass die Frage, wie man sich kleiden sollte, nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer von Bedeutung war. In einer Gesellschaft, in der der Entwurf eines Bildes des neuen jüdischen Menschen zentral für das zionistische Vorhaben war, sich jedoch grundlegend von der Erfahrung in den Herkunftsländern unterschied, war die Wahl der Kleidung wichtig in dem Bestreben, sich neu zu erfinden. Oft war die Frage des sich Kleidens jedoch auch mit persönlichen Erinnerungen an die Herkunftsländer verknüpft, die in vielen Fällen nicht freiwillig, sondern erzwungenermaßen verlassen wurden. In diesem Sinne berührt der Fokus auf Kleidung und Mode in der jüdischen Migrationsgeschichte in besonderer Weise die Kernfragen hybrider Zugehörigkeitsgefühle und Identitäten in der modernen jüdischen Geschichte, zwischen Diaspora und „Erez Israel“.

## Anmerkungen

- 1 Teile dieses Beitrags erschienen bereits in meinem Aufsatz *How to Dress Up in Eretz Israel, 1880s–1948. A Visual Approach to Clothing, Fashion and Nation Building*. In: *International Journal of Fashion Studies* 6/2/2019, S. 217–237.
- 2 Jonathan Frankel, *Prophecy and Politics. Socialism, Nationalism, and the Russian Jews, 1862–1917*. Cambridge 1981, S. 3.
- 3 Gil Pasternak, *Taking Snapshots, Living the Picture: The Kodak Company's Making of Photographic Biography*. In: *Life Writing* 12/4/2015, S. 431–446; Ders., „The Brownies in Palestina“: Politicizing Geographies in Family Photographs. In: *Photography and Culture* 6/1/2013, S. 41–63.
- 4 Z. B. Christopher Breward, *Cultures, Identities, Histories. Fashioning a Cultural Approach to Dress*. In: *Fashion Theory* 2–4/1998, S. 301–313; Jennifer Craik, *The Face of Fashion. Cultural Studies in Fashion*. London–New York 1994; Nathalie Keigel, Svenja Bethke, *Fashion and History. There is no doubt that clothes matter*. In: *International Journal of Fashion Studies* 6/2/2019, S. 183–191.
- 5 Anat Helman, *A Coat of Many Colors. Dress Culture in the Young State of Israel*. Boston 2011, S. 13.
- 6 Linda Welters, Abby Lillethun, *Fashion History. A Global View*. London 2018; Joanne Eicher, *Clothing, Costume and Dress*. In: Valerie Steele (Ed.), *Encyclopedia of Clothing and Fashion*, Vol. 1. Detroit u. a. 2005, S. 160–163; Valerie Steele, *Fashion*. In: Ebda, Vol. 2, Detroit u. a. 2005, S. 12–13.
- 7 Z. B. Djurda Bartlett, *FashionEast: The Spectre That Haunted Socialism*. Cambridge 2010; Irene Guenther, *Nazi Chic? Fashioning Women in the Third Reich*. New York–Oxford 2014; Alexander Maxwell, *Patriots against Fashion. Clothing and Nationalism in Europe's Age of Revolutions*. London 2014; Christine Ruane, *The Empire's New Clothes. A History of the Russian Fashion Industry 1700–1917*. New Haven 2009.
- 8 Joanne Entwistle, *The Dressed Body*. In: Dies., Elizabeth Wilson (Ed.), *Body Dressing*. Oxford–New York 2001, S. 33–58, hier S. 37f.
- 9 Alfred Rubens, *A History of Jewish Costume*. London 1981, S. 81f., 98; Eric Silverman, *A Cultural History of Jewish Dress*. London 2013, S. 47–55.
- 10 Steven M. Lowenstein, *Religious Practice and Mentality*. In: Marion Kaplan (Ed.), *Jewish Daily Life in Germany, 1618–1945*. Oxford 2010, S. 145–158, hier S. 152, 154.
- 11 Z. B. Walter Laqueur, *The History of Zionism*. New York 2003.
- 12 Heinrich York Steiner, *Zionismus – Egoismus*. In: *Die Welt* 3/31/4. 8. 1899, S. 5–6, hier S. 5.
- 13 Kerry Wallach, *Passing Illusions. Jewish Visibility in Weimar Germany*. Ann Arbor 2017, S. 52f; Michael Berkowitz, *Zionist Culture and West European Jewry before the First World War*. Cambridge 1993, S. 9, 26f.
- 14 Bethke, *How to Dress Up* [wie Anm. 1].
- 15 Zum Beispiel Michael Brenner, Gideon Reuveni (Ed.), *Emancipation through Muscles. Jews and Sports in Europe*. Lincoln 2006; Robert Jütte, *Leib und Leben im Judentum*. Berlin 2016, S. 94–113.
- 16 Hemda Ben Yehuda unter dem Synonym Shoshana Levana, *Hashkafa* 36–17/[1–x], 1904, S. 342.
- 17 Svenja Bethke, Gil Pasternak, *Jewish Dress through Visual Sources. An Introduction*. In: *TEXTILE. Cloth and Culture*, 2023, S. 5: [www.tandfonline.com/doi/epdf/10.1080/14759756.2022.2150360?needAccess=true&role=button](http://www.tandfonline.com/doi/epdf/10.1080/14759756.2022.2150360?needAccess=true&role=button) [5. 5. 2023].
- 18 Soskin Collection, Pinchas Lavon Institute, Tel Aviv.
- 19 Frankel, *Prophecy* [wie Anm. 2], S. 419–20; Anita Shapira, *Ben-Gurion*. New Haven 2015, S. 28.
- 20 John Klier, Shlomo Lambroza, *Pogroms: Anti-Jewish Violence in Modern Russian History*. Cambridge–New York 2007; Heinz-Dietrich Löwe, *Pogroms in Russia: Explanations, comparisons, suggestions*. In: *Jewish Social Studies* 11–1/2004, S. 16–24; William Hagen, *Anti-Jewish Violence in Poland, 1914–1920*. Cambridge 2018.
- 21 Israel Bartal, *Cossack and Bedouin: Land and People in Jewish Nationalism* [hebr.]. Tel Aviv 2007; Yael Zerubavel, *Memory, the rebirth of the native, and the „Hebrew Bedouin“ identity*. In: *Social Research* 75/1/2008, S. 315–352; Dor Guez, *Pre-Israeli Orientalism: A Photographic Portrait* [hebr.]. Tel Aviv 2015.
- 22 Zerubavel, *Memory* [wie Anm. 22].
- 23 Yosef Aharonovich, „Towards the Inside“ [hebr.]. In: *HaPoel HaTzair* 5/6, 1/November 1912, S. 4.
- 24 Henry Near, *The Kibbutz Movement*. London 2008.
- 25 Anat Helman, *Kibbutz dress in the 1950s. Utopian equality, anti fashion, and change*. In: *Fashion Theory* 12/3/2008, S. 313–339.
- 26 Vgl. Yaacov Shavit, *The textile industry in Israel 1854–1956: from a pioneering industry to a leading industry* [hebr.]. Ramat Gan 1992.
- 27 Eretz Israel Museum (Ed.), *Story of ATA. Industry, Fashion and Dream*. Exhibition Catalogue. Tel Aviv 2011; Oz Almog, *Secular fashion in Israel*. In: Shoshana Marzel, Guy Stiebel (Ed.), *Dress and Ideology. Fashioning Identity from Antiquity to the Present*. London–Oxford 2015, S. 19–36, hier S. 20–21.
- 28 Bethke, *How to dress up* [wie Anm. 1]; grundsätzlich zur Kibbutzkleidung Helman, *Kibbutz dress* [wie Anm. 25].
- 29 Yoav Gelber, *The Historical Role of the Central European Immigration to Israel*. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 38/1993, S. 323–339; Yotam Hotam, Moshe Zimmermann (Hg.), *Zweimal Heimat: die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nahost*. Frankfurt/Main 2005; Joachim Schlör, *Endlich im Gelobten Land? Deutsche Juden unterwegs in eine neue Heimat*. Berlin 2003; Anja Siegemund (Hg.), *Deutsche und zentraleuropäische Juden in Palästina und Israel. Kulturtransfers, Lebenswelten, Identitäten. Beispiele aus Haifa*. Berlin 2016.
- 30 Anne Betten, *Israel Korpus, Interview Nr. [234]146 mit Jeanette Goldstein*: [www.youtube.com/watch?v=GzdwYbeVQGQ&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV\\_YZk\\_6ecHK-QTc&index=33](http://www.youtube.com/watch?v=GzdwYbeVQGQ&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV_YZk_6ecHK-QTc&index=33) [9. 5. 2023].
- 31 Nurit Carmel (Hg.), *Sabre Deutsch. Das Lexikon der Jeckes* [Hebräisch/Deutsch]. Tel Aviv 2012, S. 151.
- 32 Anne Betten, *Israel Korpus, Interview Nr. [234]23 mit Abraham Friedlaender*: [www.youtube.com/watch?v=1MabrmkLm00&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV\\_YZk\\_6ecHK-QTc&index=8](http://www.youtube.com/watch?v=1MabrmkLm00&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV_YZk_6ecHK-QTc&index=8) [9. 5. 2023].
- 33 Anne Betten, *Israel Korpus, Interview Nr. [234]32 mit Hilde Rudberg*: [www.youtube.com/watch?v=ICu7Gxt5ntQ&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV\\_YZk\\_6ecHK-QTc&index=10](http://www.youtube.com/watch?v=ICu7Gxt5ntQ&list=PLZEGL2eD5gA0fjMBhV_YZk_6ecHK-QTc&index=10) [9. 5. 2023].
- 34 Wie Anm. 31.
- 35 Gad Granach, *Heimat los! Aus dem Leben eines jüdischen Emigranten*. Augsburg 2007, S. 71–72.

# WAS TUN, WENN ALLES STEHT?

**Kommt es zu einem Blackout, also einem längeren Strom-, Wasser- und Infrastrukturausfall, so bedeutet dies eine große Herausforderung für uns alle.**

Unser Heer bereitet sich bestmöglich darauf vor, um auch unter diesen schwierigen Bedingungen seine Aufgaben weiterhin erfüllen und die Einsatzorganisationen unterstützen zu können.

Aber auch Sie sollten sich für einen solchen Fall vorbereiten.

Infos und Tipps darüber, wie Sie selbst vorsorgen bzw. sich vorbereiten können, finden Sie unter

**[bundesheer.at/blackout](https://bundesheer.at/blackout)**



**EINSATZBEREIT FÜR ÖSTERREICH  
BUNDESHEER.AT/BLACKOUT**



**UNSER HEER**



# Kippa & Co im Museum

Felicitas Heimann-Jelinek

**F**okus des nachfolgenden Beitrags ist die Problematisierung des Zeigens, Präsentierens oder auch Vorführens von Bestandteilen jüdischer Kleidung im musealen Rahmen, und zwar der Kippa und anderer männlicher Kopfbedeckungen. Diese Problematisierung soll nicht als negative Kritik an gegenwärtigen Ausstellungspraktiken verstanden werden, sondern als offene Formulierung von Fragen zu dem, was wie warum ausgestellt oder auch nicht ausgestellt wird, und auf welches Potenzial damit verzichtet wird.

Das Interesse an spezifisch jüdischer Kleidung und ihren Accessoires hat insbesondere in den 2000er und 2010er Jahren eine Reihe von außergewöhnlichen Ausstellungen und begleitenden Katalogen hervorgebracht, die überkommene Vorstellungen von Mode, Uniformität, Produktion und sozialer Bedeutung hinterfragt haben.<sup>1</sup> Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Interesse an Bekleidung heute weder dem bloßen Gebrauchsgegenstand noch dem reinen Luxusartikel gilt, sondern der Kleidung als anthropologischer Größe. Außerdem machen religionsgesetzliche und traditionelle Bedingtheiten den Bereich Kleidung zu einem komplexen Thema. Und das, obwohl es in biblischen Zeiten nur einige wenige (Be)Kleidungs Vorschriften gab: Zizit/Gebetsriemen (Num 15,38; Dtn 22,12), Peot/Schläfenlocken (Lev 19,27), Schatnetz/das Verbot der Mischung von Wolle und Leinen (Dtn 22,11) und Tefillin/Gebetsriemen (Ex 13,9, 16; Dtn 6,8; 11,18).

Darüber hinaus galt es seit der Spätantike als unschicklich, wenn Frauen außerhalb ihres Heims ihre Haare unbedeckt trugen (Mischna, Ketubbot VII, 6). Tertullian beschrieb den weiblichen Schleier gar als Merkmal und Erkennungszeichen jüdischer Frauen.<sup>2</sup> Im Talmud ist die Perücke probates Mittel zur Annäherung an das weibliche Schönheitsideal (Sanhedrin 112 a; Arakin 7b; Nazir 28b). Wahrscheinlich wird der *Scheitel* (Perücke) nicht zuletzt deswegen ab dem 17. Jahrhundert von etlichen Autoritäten nicht als Substitut für die Haarbedeckung akzeptiert. Die männliche Kopfbedeckung geht ebenfalls auf kein biblisches Gebot zurück. Sie ist Minhag, also Brauch, der sich in islamischen Ländern in Anpassung an die Gepflogenheiten, in christlichen Ländern in Abgrenzung von den Gepflogenheiten ausgebildet hat.<sup>3</sup> Erst im Laufe der Zeit wurde sie zu einer moralischen Verpflichtung bzw. zu einem selbstgewählten bewussten Unterscheidungsmerkmal.

Oktroyierte Unterscheidungsmerkmale durch die Zeiten und Länder prägten die männliche jüdische Kopfbedeckung in vielfältiger Weise. Waren es in West- und Osteuropa spezifische Formen wie der Judenhut – möglicherweise ein Derivat der persischen *Kalansuwa* (eine Kappe, um die ein Turban gebunden wird) für Nicht-Muslime – so waren es im Osten in der Regel die Farben, die die geforderte Erkennbarkeit ausmachten. Regional-spezifisch kamen Käppi-, Fez- und Turban-Varianten auf, im Kaukasus auch Pelzkappen. Die Varietät der

osteuropäischen *Keppelche*, *Hitls* und *Jarmulkes* für die frommen Beter ließ ursprünglich auf die regionale Herkunft schließen, doch wurden spezifische Käppchen wie die *Mosalka* (eine seidene Kippa) bald nur von Chassidim getragen, der *Duchowny* (ein Kleriker-Käppchen) nur von Gelehrten und der *Streimel* nur in Galizien, und dort auch nur am Schabbat.<sup>4</sup> Das heißt, es handelte sich um Usancen, was Jacob Lauterbachs These untermauert, dass *the custom of praying bareheaded or with covered head is not at all a question of law*, sondern vielmehr *a matter of social propriety and decorum*.<sup>5</sup>

Seitdem die „Jüdische Ethnographie“ in den 1970er Jahren langsam auch in die Wissenschaft Eingang gefunden hat, wurde auch Kleidung im Allgemeinen und

„jüdische Kleidung“ im Besonderen musealisiert. Dabei war die Kopfbedeckung ein früher Fokus. Gegenüberstellungen wie die der Kopfbedeckung jemenitischer Frauen, des *Gargush*, der Kopf, Hals und Schultern bedeckt, und der osteuropäisch-männlichen, des *Spodek* (einer spezifischen Mütze), präsentierten exotische Attraktionen von verschiedenen Weltenden. Dies schlug sich in Museumspublikationen ebenso nieder wie in privaten Sammlungsveröffentlichungen und Auktionskatalogen.<sup>6</sup>

Museales Sammeln und Ausstellen bringt die Frage mit sich, was mit welchem Aussageziel gezeigt wird. Das Sammeln und Ausstellen von Kopfbedeckungen jüdischer Männer konnte von jüdischer Diversität weltweit erzählen. Es konnte als visuelles Mittel dienen,

*Hut eines Rabbiners, Rom, ca. 1960*  
© The Israel Museum, Jerusalem,  
Foto: Yair Hovav



*Chassidischer Streimel, Jerusalem, spätes 20. Jahrhundert* © The Israel Museum, Jerusalem, Foto: Mauro Magliani



Besucherinnen und Besuchern von jüdischem Leben in England, Spanien, Frankreich, Deutschland, in Polen und Russland zu erzählen, den staunenden Betrachterinnen und Betrachtern von jüdischen Gemeinden in Ägypten, in Libyen und Algerien, in Marokko und Tunesien, in der Türkei, im Irak und in Persien, in Turkestan, Buchara, Afghanistan, ja, sogar in Indien und China zu berichten. Es konnte aber auch als „metonymes Beispiel für jüdische Kopfbedeckung“<sup>47</sup> im Sinne einer alle Juden einigenden religiösen Tradition dienen. Auch konnte und kann es zur Kennzeichnung von ethnisch Typischem und damit Unterscheidendem herangezogen werden, ebenso zur Visualisierung religiösen Brauchtums (synagogales Beten), als Veranschaulichung männlicher Dekorations-



*Rabbinerkappe von Oberrabbiner Prof. Dr. Zwi Chajes (1876–1927). Im Alten Jüdischen Museum März 1928 inventarisiert, 1938 konfisziert, 1939 im Völkerkundemuseum aufgenommen als „Kopfbedeckung, schwarzer Samt, Nr.4823/6“, später der IKG Wien übergeben © JMW/Dauerleihgabe der IKG Wien, Foto: Sebastian Gansrigler*



lust (z. B. durch Blumendekore auf Samt) oder zur Dokumentation regionsspezifischer Macharten (wie z. B. als Schpanjer-Arbeit, eine besondere Spitzen-/Klöppelarbeit mit Metallfäden). Die Kopfbedeckung kann für vieles der Beleg sein und für vieles stehen: für Berufskleidung (Kantor), für länderspezifische Folklore (Kippa mit aufgesticktem Edelweiß), für Feminismus (Camouflage-Kippa weiblicher Armee-Rabbiner), für Kinder (Mickey Mouse-Kippa), für Sportler (Baseball-Kippa), für Universalismus (Känguru-Kippa in der Bildsprache der Aboriginies) oder auch für Aktivismus (Kippa zum Ausschneiden).

## Museale Präsentation

Doch geht es bei der Reflexion zu musealer Präsentation nicht nur um das Was und das Warum, es geht beim Ausstellen erheblich auch um das Wie. Was bedeutet es, ein Objekt für eine Allgemeinheit auszustellen, das für eine spezifische Gruppe alltägliche Bedeutung hat? Wollen bucharische Juden, dass in einem Jüdischen Museum oder in einem Museum mit einer jüdisch-ethnografischen Abteilung eine bucharische Kippa ausgestellt wird? Fühlen sie sich dadurch als Gruppe wahrgenom-





*Männerhut, Israel, 2010 © The Israel Museum, Jerusalem, Foto: Elie Posner*

*Kopfbedeckung eines Mannes, Buchara/Usbekistan, frühes 20. Jahrhundert © The Israel Museum, Jerusalem, Foto: Elie Posner*

men und akzeptiert? Reicht das Ausstellen der Kippa, damit sie sich in dem Museum nicht nur präsentiert, sondern auch repräsentiert fühlen?

Und schließlich geht es beim Ausstellen auch um die Frage der Interpretation, der Deutungshoheit und des Sprechens. Können die Ausstellenden das Objekt nach den von ihnen erstellten Regeln und Kriterien zeigen? Hat die Ursprungsgemeinschaft des ausgestellten Objekts mit der Musealisierung nicht nur dessen Geschichte, sondern auch dessen gesamten Kontext an das Museum abgegeben – gleichgültig, ob es eine aktive kollektive oder individuelle Übergabe an das Museum war oder ob das Museum das Objekt erworben hat? Kann und/oder soll die Herkunftsgemeinschaft auf irgendeiner Ebene in die Ausstellung eingreifen? Und wie geht das Museum oder wie gehen die Ausstellenden damit um, dass unter Umständen ein bucharisch-jüdischer Besucher mit einer bucharischen Kopfbedeckung vor einer Vitrine mit einer bucharischen Kopfbedeckung steht?

Im Zusammenhang mit diesen Fragen mag man sich an die Beschreibung einer Szene des Jahres 1992 im Israel Museum von Jeffrey David Feldmann als „Konfrontation zwischen einem Juden und einem jüdischen Ausstellungsstück“ erinnern. Feldmann sah ein chassi-

disches Paar, das heißt ein einer bestimmten mystisch-frommen Gemeinschaft zugehöriges Ehepaar mit ihrem Museumsguide, der sie an einer Vitrine vorbeiführen wollte. *Aber der chassidische Jude blieb vor dem Schaukasten stehen und starrte einen schwarzen Filzhut mit breiter Krempe an, der als „Chassidischer Hut“ beschriftet war. Der Hut hing an einem Haken, der wiederum an einem einfachen weißen Brett befestigt war. Jenseits der Verglasung, nur 15 cm entfernt, trug der chassidische Jude einen völlig gleichen Hut.*<sup>8</sup> Hier zeigt sich nicht nur deutlich das Problem, dass das Wie eine große Rolle spielt, weil der „Haken an einem einfachen weißen Brett“ chassidischen Lebensraum per se als einen einfachen, wenn nicht ärmlichen assoziieren lässt und keine Relativierungsmöglichkeit für diese Interpretation anbietet. Es zeigt sich aber auch, dass der Hut in der Vitrine und der Hut auf dem Kopf außer ihrem Äußeren nichts mehr miteinander gemein haben. Dies mag in einem angenommenen Vorleben der beiden Hüte anders gewesen sein. Sie mögen in einer Vergangenheit nebeneinander in einem entsprechenden Laden verkauft worden, in Schachteln aufeinander gestapelt gewesen, auch beide von Chassidim getragen worden sein und in der Jeschiwa auf Tischen gelegen haben – sie hatten einen



*Bucharische Kippot, 1. Hälfte 20. Jh.*  
© Gross Family Collection, Tel Aviv, Israel

*Känguru Kippa © Jewish Museum Sydney*



Museum eine Einrichtung, die Geschichte und Kulturgeschichte visualisieren soll – und Objekte sind nun einmal die visuellen Attraktionen des Museums. Wie problematisch diese Reduktion jedoch ist, mögen die Beispiele

Sitz in einem praktisch-religiösen und sozialen Leben, besser noch: sie waren Teil eines bestimmten Lebens. Nun ist der eine Hut – unabhängig davon, wie er ins Museum gelangte – zu einem dem gelebten Leben entzogenen Vitrinen-Hut geworden. Die gleichen Hüte haben nicht nur andere Identitäten, sie haben nun auch andere Funktionen. Und sie haben nicht nur andere Funktionen, sie existieren auch in einer anderen Zeit. Der Hut auf dem Kopf lebt quasi in der Gegenwart, während der Hut in der Vitrine zeitlos wurde. Der Vitrinen-Hut wurde zur Projektionsfläche für das, was die Besucher sich unter Chassidismus vorstellen. Noch drastischer könnte man sagen, dass Chassidismus in diesem spezifischen Ausstellungskontext auf einen Hut reduziert wurde.

Das Medium Ausstellung legt diese Reduzierung historischer Phänomene auf einzelne Objekte nahe. Schließlich ist das historische und kulturhistorische



der bucharischen und chassidischen Kopfbedeckungen angerissen haben. Das tatsächliche Ausmaß des Problems, wie mit (Be)Kleidung im Museum umgegangen wird, lässt sich allerdings nirgends drastischer erfahren als mit Präsentationen von KZ-Häftlingskleidung.<sup>9</sup> Dies sei als Randnotiz verstanden, denn an dieser Stelle soll weder über die Ausnutzung der Symbolkraft von KZ-Häftlingsuniformen durch pathetische Installationen noch durch absolut sinnentleerte serielle Präsentationsformen reflektiert werden.

## Die Kufiya

Kehren wir zur männlichen jüdischen Kopfbedeckung im Museum zurück und fragen: Welche wird nicht oder nur selten ausgestellt? Die Antwort ist eindeutig: Es ist die Kufiya (auch Kefije, Keffiah, Kaffiya). Auch wenn sie fixer Bestandteil einer Reihe auch von Juden getragenen Turban-Varianten war, so wird sie in entsprechenden Präsentationen doch nicht als solche bezeichnet. Dafür

sei ein konkretes Beispiel genannt, nämlich ein Kopf- und Schultertuch mit Davidsternen für Männer, die sogenannte „Star of David Kaffiya“, um 2000 in Israel produziert (Abb. S. 84f.). Als Nicht-Ausstellungsstück ist es so bedeutsam, dass ihm an dieser Stelle Platz gebührt: Das korrekterweise als Kufiya benannte Tuch, ein ursprünglich hauptsächlich in ländlichen Gebieten der arabischen Welt getragenes Männerkopftuch, ist nach der irakischen Stadt Kufa benannt, einst ein Zentrum der Textilproduktion. Als regional unterschiedlich gefärbtes und gemustertes quadratisches Tuch schützt es vor Wüstenwind, sengender Sonne, Kälte und Sandsturm.

Zum politischen Symbol wurde die Kufiya, als sie aus Protest gegen Kleidervorschriften der osmanischen Besatzer anstatt des Fez getragen wurde. Auch während des arabischen Aufstands im britischen Mandatsgebiet Palästina 1936 bis 1939 war das Tragen des Tuchs in seiner einfarbig weißen Form Zeichen der Gegenwehr. Seit den 1940er Jahren gehört die Kufiya zur Uniform der jordanischen Armee, mit rotweißem Würfelmuster in

*Kippa im Wassermelonen-Design, gehäkelt, um 2000 © JMW, Foto: Sebastian Gansrigler*



*Kippa im Fußball-Look, Leder, um 2000 © JMW, Foto: Sebastian Gansrigler*







*im israelitischen Altertume zulassen.*<sup>11</sup> Diese Rückbindungsversuche können in ihrer Frühzeit aber auch als Anbindungsversuche an einen jüdisch-islamischen Kulturraum interpretiert werden, die sich insbesondere in den deutschsprachigen Ländern in der akademischen Beschäftigung jüdischer Wissenschaftler mit dem Islam und orientalischen Philologien niedergeschlagen haben.<sup>12</sup> Mit den gewalttätigen Auseinandersetzungen im Nahen Osten verblasste die Erinnerung an die Suche nach Gemeinsamkeiten. Und auch die Kufiya, dieses so spezifisch orientalische Stückchen Textil, verschwand in den 1960er Jahren aus der jüdisch-israelischen Gesellschaft.

Warum findet die olivgrüne Kufiya mit Davidsternen kaum einen Ausstellungsplatz? Liegt es daran, dass man darauf hinweisen müsste, dass hier die Davidsterne an die Stelle der typischen Rauten getreten sind?

Ostjordanien und mit schwarzweißem Muster in Westjordanien. 1967 wurde Westjordanien von Israel erobert. 1974 trat Jassir Arafat erstmals als Vertreter der Palästinenser vor der UNO-Generalversammlung auf, und zwar mit schwarzweißem Kufiya – das Palästinensertuch, kurz „Pali-Tuch“, war geboren.<sup>10</sup> Verdrängt oder einfach vergessen wurde, dass viele frühe Zionisten und jüdische Pioniere in Palästina wie die Araber die damals noch übliche weiße Kufiya trugen. Ihr Tragen war ebenso Teil der Akkulturation wie die Übernahme der arabischen Küche. Aber sie symbolisierte auch eine Rückbindung an die exotisch-imaginierte Tracht des biblischen Volkes Israel und signalisierte damit einen politischen Anspruch. Damit stand sie in einer Reihe mit auch anderen Rückbindungsversuchen an das Land Israel. So ließ Max Grunwald, Vater der jüdischen Volkskunde und Rabbiner in Wien, zuständig für die Abteilung „Hygiene des Judentums“ auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden, für diese *Modelle palästinensischer Bauten und Interieurs, Gräber, Gerätschaften, Gebäcksorten usw.* anfertigen, die nach übereinstimmender Ansicht aller Archäologen zuverlässige Rückschlüsse auf die analogen Gegenstände



Dass man diese Kufiya als Symbol für die Judaisierung arabischen Landes und arabischer Traditionen sehen könnte? Dass sie andererseits aber auch als Ausdruck israelischen Widerstands gegen eine weitgehend feindliche Umwelt zu verstehen sein könnte? Oder mag man gar hoffen, sie sei Zeichen einer Aussöhnung? Der Interpretationsspielraum ist groß und deswegen das Objekt so „denkanstößig“.

Der Davidstern-Kufiya gebührte in den zahlreichen gegenwärtigen musealen Beforschungen und Präsentationen jüdischer (Be)Kleidung ein prominenter Platz, bietet sie doch Anlass für einen Diskurs nicht nur über die Vergangenheit, sondern auch über die Gegenwart. Damit könnte sie zu einem lebendigen Diskurs beitragen – eine Kernaufgabe des Museums, die es mit dem seriellen oder inszenierten Ausstellen von historischen (Be)Kleidungen nur schwer erfüllen kann.

Kufiya © Felicitas Heimann-Jelinek



## Anmerkungen

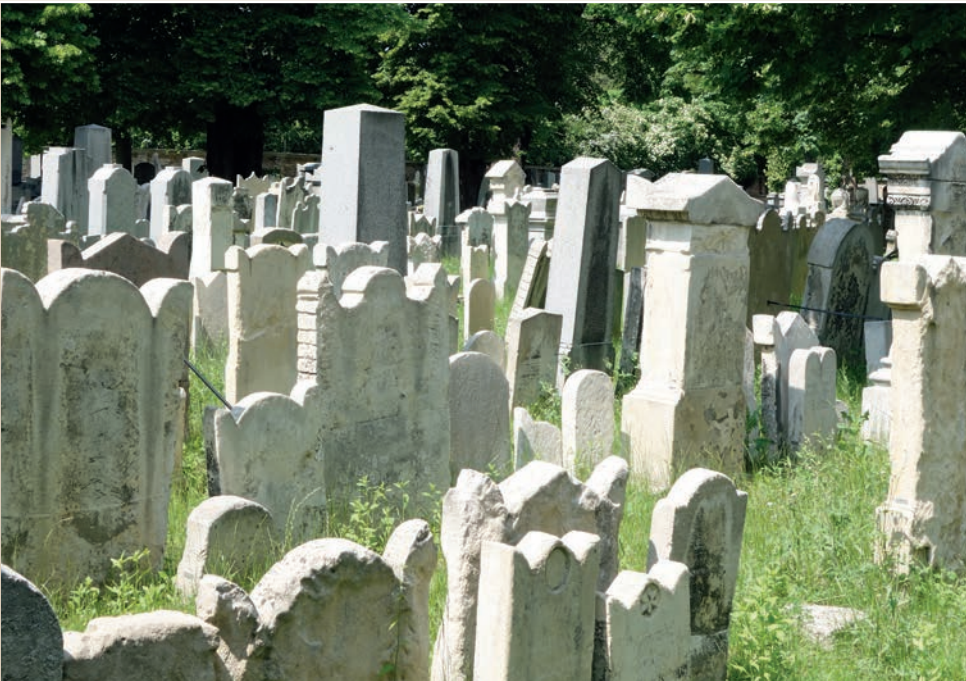
- 1 Siehe z. B. Nitzza Behrooz BarOz, Gania Dolev (Ed.), *Shimmering Gold. The Splendor of Gold Embroidered Textiles*. Tel Aviv 2007; Rachida Alaoui, *A Maroccan Passion. Kaftans, Embroidery, Jewellery*. Paris 2008; Daisy Raccach Djivre, Esther Juhasz, Efrat Assaf-Shapira (Ed.), *The Jewish Wardrobe. From the Collection of the Israel Museum*. Jerusalem 2014.
- 2 Alfred Rubens, *A History of Jewish Costume*. New York 1973, S. 8.
- 3 Vgl. Samuel Krauss, *The Jewish Rite of Covering the Head*. In: *Hebrew Union College Annual XIX/1945–46*, S. 121–168.
- 4 Rubens, *A History* [wie Anm. 2], S. 104f.
- 5 Zitiert nach Krauss, *The Jewish Rite* [wie Anm. 3], S. 168.
- 6 Für eine frühe Museumspublikation siehe z. B. Aviva Müller-Lancet, *Jewish Ethnography at the Israel Museum*. In: *The Israel Museum News 1979*, S. 50–63; für eine private Sammlungsveröffentlichung der Zeit vgl. z. B. Eli and Elise Davis, *Hats and Caps of the Jews*. Jerusalem 1983; für einen Auktionskatalog vgl. *Christie's Amsterdam, Tuesday, 26 February 1985, Fine Judaica, Including a Collection of Textiles, Objects of Art and Books*.
- 7 Jeffrey David Feldmann, *Die Welt in der Vitrine und die Welt außerhalb. Die soziale Konstruktion jüdischer Museumsexponate*. In: Bernhard Purin (Red.), *Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur & Museumswesen 1/1994–95*, S. 39–54, hier S. 40.
- 8 Ebda, S. 39.
- 9 Vgl. beispielsweise den gestalterischen Vorschlag zur Visualisierung des Holocaust, auf einem Konzertflügel eine blutige KZ-Häftlingsjacke zu drapieren: Cilly Kugelman, *Kein Holocaust im Jüdischen Museum*. In: Felicitas Heimann-Jelinek, Hannes Sulzenbacher (Hg.), *„Ausgestopfte Juden?“ Geschichte, Gegenwart und Zukunft Jüdischer Museen*. Göttingen 2022, S. 184–191, hier S. 187; zu einer ungeheuerlichen Präsentation vgl. Felicitas Heimann-Jelinek, *Das Segment „NS-Verfolgung und Holocaust“ in der Abteilung „Republik und Diktatur Österreich 1918 bis 1945“*. In: Elena Messner, Peter Pirker (Hg.), *Kriege gehören ins Museum! Aber wie? Köln 2021*, S. 147–154, hier S. 153. Diese Abteilung wird laut Website am 8. 5. 2023 auf unbestimmte Zeit geschlossen, [www.hgm.at/ausstellungen/dauerausstellungen/republik-und-diktatur-1918-1945](http://www.hgm.at/ausstellungen/dauerausstellungen/republik-und-diktatur-1918-1945).
- 10 Vgl. auch Yossi Bartal, *Das falsche Tuch*. In: *analyse & kritik. Zeitung für linke Debatte & Praxis* 616, 25. 5. 2016: [www.akweb.de/gesellschaft/das-falsche-tuch/](http://www.akweb.de/gesellschaft/das-falsche-tuch/) [8. 5. 2023].
- 11 Max Grunwald, *Bericht über die Gruppe „Hygiene der Juden“ in der Internationalen Hygiene-Ausstellung. Dresden 1911*, S. 10.
- 12 Vgl. Susannah Heschel, *Jüdischer Islam: Islam und jüdisch-deutsche Selbstbestimmung*. Berlin 2018.

Linke Seite: Hebrew National Hot Dogs Baseball Kappe, um 1990. Die US-amerikanische Firma Hebrew National wurde 1905 gegründet. Seitdem produziert sie koschere Fleischprodukte und ist bekannt für ihre Hot Dogs. © JMW

# Einen Friedhof

## Die neue Dauerausstellung im Tahara-Haus

Martha Keil



*Jüdischer Friedhof Währing  
2023 © Renate Stockreiter*

*Rechte Seite: Geflügelte Sand-  
uhr am Türgiebel des Tahara-  
Hauses © Renate Stockreiter*

*Logo des Vereins „Rettet den  
Jüdischen Friedhof Währing“,  
Design: Renate Stockreiter  
© Verein „Rettet den Jüdischen  
Friedhof Währing“/Renate  
Stockreiter*

In dem Raum, in dem einst die rituelle Leichenreinigung (hebr.: Tahara) und die Zeremonien der Verabschiedung stattfanden, bietet die am 27. März 2023 eröffnete neue Dauerausstellung zum Jüdischen Friedhof Währing einen historischen, religiösen, kulturhistorischen und auch emotionalen Zugang zu diesem besonderen Ort. Das zentrale „Objekt“ ist selbstverständlich der Friedhof selbst, gegründet 1784, offiziell bis 1879 genützt, dann noch vereinzelt bis 1912 belegt. Auf 20.800m<sup>2</sup> ruhen

hier 30.000 Begrabene, davon sind derzeit etwa 8.970 namentlich erfasst. Der Friedhof ist ein Spiegel seiner jüdischen Gemeinde und eine Wiener Kulturstätte: ein Juwel des Biedermeier, aber mit eigenständig jüdischer Prägung, der letzte Ruheort bedeutender Persönlichkeiten, aber auch von tausenden „kleinen Leuten“, denen kein Grabstein gesetzt wurde, entweder weil sie hier keine Hinterbliebenen hatten oder weil sich ihre Familien keine solche Ausgabe leisten konnten.



# zugänglich machen

## des Jüdischen Friedhofs Währing



Nach Jahrzehnten der Forschung, auch am Institut für jüdische Geschichte Österreichs, und der jahrelang aussichtslos scheinenden Renovierung und Instandsetzung des Friedhofs hat der 2017 gegründete Verein „Rettet den Jüdischen Friedhof Währing“ mit ungeheurem Einsatz und finanzieller Unterstützung der Republik Österreich, der Stadt Wien und privater Sponsoren beeindruckende Ergebnisse erzielt. Wer den Friedhof in den letzten zehn Jahren besucht und die umgestürzten Grabsteine, die

Stämme und Äste verfallener Bäume, die hinter Blattwerk und Sträuchern unlesbar gewordenen Inschriften gesehen hat, wird ihn kaum mehr wiedererkennen: Aus dem Dschungel, dessen Begehung sogar gefährlich war, ist eine Begräbnisstätte geworden, die der aus allen Ländern der Monarchie, aus dem Osmanischen und Deutschen Reich und sogar aus Übersee hierher zugewanderten Mitglieder einer aufstrebenden jüdischen Gemeinde in Würde gedenkt. Eine Slide-Show von Fotos aus den Jahren



*Jüdischer Friedhof Währing  
2006 © Daniel Kaldori*



*Jüdischer Friedhof Währing  
2014 © David Friesacher*

seit 2006, also noch vor und während der Renovierung, macht diese Entwicklung nachvollziehbar.

### **Vorbereitung und Ausstellungskonzept**

Bereits 2019 luden mich zwei Vorstandsmitglieder des Vereins, die Abgeordnete zum Stadtrat Jennifer Kickert und Susanne Schober-Bendixen, zu einer Besichtigung des Tahara-Hauses ein, um meinen Rat bezüglich einer damals noch als Museum geplanten Einrichtung zu hören. Zu dieser Zeit war der zentrale Teil des Hauses noch als Betraum mit Toraschrein, Torapult und Bänken adaptiert, jedoch nach seiner Eröffnung 2012 so gut wie nie

genutzt worden. Die Ausstellung war nur für den linken Trakt vorgesehen, dem Treffpunkt für die Führungen und freiwilligen Sanierungsarbeiten. In diesem Haus teil hatte sich spätestens ab 1830 die Wohnung des Friedhofswärters befunden. Mein Vorschlag, bei der IKG anzufragen, ob nicht der zentrale Raum für eine Dauer-ausstellung bereitgestellt werden könnte, wurde rasch verwirklicht. Die Einrichtung des Betraums konnte einer gerade in Planung befindlichen Synagoge übergeben werden und somit stand der mittlere Raum, laut einem historischen Plan von ca. 1830 das sog. „Beth-Zimmer“, als zwar nicht sehr große, aber in ihrer symmetrischen Anlage gut geeignete Ausstellungsfläche zur Verfügung.



Daraufhin erstellte ich für den Verein „Rettet den Jüdischen Friedhof Währing“ ein Ausstellungskonzept, das den Friedhof durch Information erschließen und buchstäblich zugänglich machen sollte. Mit der Raumarchitektur – insbesondere sollte die problematische Akustik und die mangelhafte Lichtsituation behoben sowie für eine stimmige Möblierung für Empfang, Objekte und Texttafeln gesorgt werden – wurde Natalie Neubauer-Muzicant von KENH-Architekten beauftragt. Das grafische Design übernahm Renate Stockreiter, die für das Injoest bereits zahlreiche bemerkenswerte Ausstellungen gestaltet hat.

Ein seit 150 Jahren nicht mehr belegter jüdischer Friedhof wird nicht nur von Nachkommen der Begrabenen besucht, sondern auch von Interessierten, die, so die realistische Annahme, nicht oder kaum mit den jüdischen Gesetzen zu Friedhöfen und Beerdigung bzw. mit Sterbe- und Trauerbräuchen vertraut sind. Die Informationen müssen sich also an jedem Wissensstand

orientieren und einerseits Basiswissen vermitteln, aber auch Kundigen neue Informationen anbieten. Diese sollten auf drei Ebenen formuliert werden: historisch in der Geschichte des Friedhofs als Spiegel seiner Gemeinde, religiös-kulturell in den Vorschriften zu Tod, Trauer und Friedhof sowie zur Grabgestaltung und Symbolik, und auf einer emotionalen Ebene durch Grabinschriften und Symbole. In allen diesen Bereichen, selbst in den innerjüdischen Aspekten, lassen sich der intensive Austausch, die gegenseitige Beeinflussung und der enge Kulturtransfer zwischen der jüdischen und der christlich-bürgerlichen Kultur Wiens dieser Zeit nachweisen. Als Verdinglichung dieser drei Ebenen dienen drei Grabaufsätze, die, vom ursprünglichen Grab abgebrochen, am Friedhof gefunden wurden und im linken Raumteil gezeigt werden: Die verhüllte Vase oder Urne ist als antikes Symbol auch auf christlichen Friedhöfen häufig zu finden, obwohl zur Belegzeit des Friedhofs auch im Christentum die Feuerbestattung nicht erlaubt

**SPARKASSE**   
Niederösterreich Mitte West

**Schauen wir  
nach vorne.**

Reden wir darüber, wie Sie  
jetzt sich und Ihre Finanzen  
absichern.



Einblicke in die neue Dauer-  
ausstellung im Tahara-Haus  
© Fotos: Natalie Neubauer



war. Der Grabspruch „Friede seiner Asche“ ist einfach ein Übersetzungsfehler aus dem Hebräischen. Das rechte Objekt zieren zwei Reihen Granatäpfel (hebr.: Rimonim), wie sie im Ersten Buch Könige (Melachim) 7, 18, für die Tempelsäulen beschrieben sind und die deshalb auch als Schmuck der Torarolle verwendet werden. Aber vielleicht stellen sie doch Mohnkapseln oder Rosenknospen dar, beides Vergänglichkeit und Auferstehung symbolisierend? Das wird nicht endgültig zu klären sein. Das dritte Objekt ist eine radförmige Metallapplikation. Derartige Ornamente sind an ihren ursprünglichen Orten auf den Grabsteinen kaum mehr zu sehen, denn sie wurden in großer Zahl in einer Metallbeschaffungsaktion Ende 1943 geraubt. Davon zeugen unzählige Bohrlöcher auf den Steinen.

Der von Juden wie von Christen geteilte Kulturraum wird auf zahlreichen Grabsteinen in Gestaltungselementen, Ornamenten und Symbolen sichtbar, lässt sich aber auch anhand der Vorstellungen zu Tod und Trauer nachvollziehen, die in den deutschen Grabinschriften zu lesen sind. Auch das zentrale Motiv der Ausstellung bringt ihn zum Ausdruck: Eine geflügelte Sanduhr aus Stein ziert den Giebel über dem Portal des Tahara-Hau-

ses und dient auch als neues, von Renate Stockreiter entworfenes Markenzeichen seines Trägervereins und als Leitmotiv der Präsentation. Die Herkunft des Motivs ist ungeklärt, doch als Symbol der Vergänglichkeit, der „geflügelten Zeit“, ist die Sanduhr Ausdruck der gemeinsamen Hoffnung auf Überwindung der Endlichkeit durch die Auferstehung der Toten.

In einer großen Vitrine im rechten Raumteil ist ein regelrechtes Sammelsurium zu bestaunen: von einem Säbel mit abgebrochener Klinge aus dem 19. Jahrhundert bis zu einem gusseisernen verrosteten Bügeleisen, von Fragmenten schöner Porzellanbehälter und eleganter Meerschaumpfeifen bis zu einer kaputten Plastikpuppe, von Schlüsseln und Metallapplikationen bis zu verbogenem billigen Schmuck und sogar einem Rosenkranz. Diese kleine Auswahl ist ein winziger Teil der Hunderten von Fundstücken einer archäologischen Ausgrabung, durchgeführt von der Firma ASINOE GmbH Krems im Frühjahr 2019. Vor allem der Bombentrichter an der während des Krieges zerstörten Mauer zur Schrottenbachgasse diente als Mülldeponie. Die Nazi-Devotionalien, die dort ebenfalls geborgen wurden, bleiben gut verwahrt in einer Schachtel mit Scherben und anderem Gerümpel.



## Nicht einfach nur Texttafeln

Um den Friedhof und seine Grabsteine historisch und kulturell einzuordnen, geben Texttafeln einen Überblick seiner Geschichte; im linken Raumteil von der Gründung 1784 bis zur Schließung 1879 und im rechten Raumteil von 1938 bis heute. Zwei Tafeln bieten eine – sehr kurssorische – Einführung in die *Tahara*, also in die kultische Reinigung des Leichnams und zu Begräbnis und Trauer. Als Grundlage dienten zeitgenössische religiöse Quellen aus Wien, wie beispielsweise die Statuten der Wiener *Chewra Kadischa*, der Beerdigungsgemeinschaft. Auch schon im 19. Jahrhundert war der Interpretationsspielraum und damit die Vielfalt religiöser Ausdrucksformen groß, worauf die Tafel „Riten zu Begräbnis und Trauer“ hinweist: *Wieweit die religiösen Vorschriften und Bräuche in der Praxis befolgt werden, ist allerdings eine*

An advertisement for the EU-Mercosur trade agreement. It features two anthropomorphic parrots in a lush jungle setting. One is a red macaw, and the other is a grey parrot wearing a green hat with a red and white Austrian flag. The text is in German.

**STARKE PARTNER  
FÜR NACHHALTIGEN  
HANDEL**

**JA ZU EINEM  
FAIREN MERCOSUR-  
ABKOMMEN!**



Freihandel und Umweltschutz gehen Hand in Hand – in Südamerika und Österreich. Das EU-Mercosur-Abkommen bekräftigt verbindlich die Pariser Klimaziele, trägt somit zum Schutz des Regenwalds bei und schafft Wohlstand und Arbeitsplätze in beiden Regionen. **Mach mit: [iv.at/starkepartner](https://iv.at/starkepartner)**



*individuelle Entscheidung.* Zwei weitere Tafeln erklären oft auch auf christlichen Friedhöfen vorkommende Grabsteinformen und die wichtigsten Ornamente und Symbole – die meisten ebenfalls kultureller Allgemeinbesitz, aber einige auch genuin jüdisch, wie die segnenden Hände der *Kohanim*, der Tempelpriester, oder die Kanne der *Leviten*, der Tempeldiener. Einige besonders ausdrucksvolle Symbole hat Renate Stockreiter als Motive für Postkarten gewählt. Selbstverständlich sind die Tafeln und Objekte auch englisch beschrieben, aus Platzmangel allerdings in einem separaten Textheft.

Dass die Tafeln nicht nur Information und zum Teil bisher unbekannte Fotos und Dokumente bieten, sondern auch eine emotionale Einstimmung ermöglichen, ist das Verdienst von Renate Stockreiter, die für die visuelle Umsetzung der Inhalte verantwortlich ist. Ihre einfühlsame Gestaltung nimmt einerseits die Farben des Friedhofs auf, also die Grau-, Beige- und Brauntöne der Grabsteine und das Grün der Bepflanzung. Andererseits stilisieren die oberen Abschlüsse der Textbereiche die unterschiedlichen Grabsteinformen, vom ein- bis dreifachen Giebel bis zu Kuppeln und Säulen mit diversen Aufsätzen. Im rechten Raumteil, der die Zeit der Zerstörung, Verwahrlosung und schließlich Restaurierung thematisiert, herrschen Grautöne vor und die Tafelabschlüsse zeigen stilisierte Sprünge und Beschädigungen. Diese sorgfältige Gestaltung soll Einladung und Anregung sein, beim Gang durch den Friedhof für die Vielfalt der Formen, Zeichen und Spuren von Zerstörung und Instandsetzung einen aufmerksamen Blick zu haben.

## Liebe und Trauer – deutsche Grabgedichte

Auf zahlreichen Grabsteinen des Friedhofs finden sich Grabgedichte in deutscher Sprache, wie sie auch – allerdings nicht in dieser Fülle, Vielfalt und sprachlichen Ausgereiftheit – am christlichen St. Marxer Friedhof zu finden sind. Das harmonische Nebeneinander von hebräischen und deutschen Grabinschriften ist für das mitteleuropäische Judentum des 19. Jahrhunderts vor allem in Großstädten keine Seltenheit. Da mich diese kleinen gereimten Abschiedsworte sehr berührt haben,

„Nun so schlummere jetzt sanft und stille ...“



Grabgedichte auf dem jüdischen Friedhof Währing (1784–1879)





Buchcover „Nun schlummere jetzt sanft und stille ...“  
Buchbestellung unter [office@jued-friedhof18.at](mailto:office@jued-friedhof18.at) (8,00 €)

Grabstein von David Pollak (1790–1857),  
Gruppe 1/5/35 © Renate Stockreiter

wollte ich ursprünglich die obere Kante des Ausstellungsraums, gleichsam als emotionales Band, mit ihnen gestalten, was sich als ein Zuviel an Text erwies. Schließlich beschränkte ich mich auf sieben Gedichte, die nun gleich neben dem Eingang in den Raum und seine Thematik einstimmen. 42 Grabgedichte wählte ich, mit einem Vorwort versehen und in subjektiver Ordnung nach persönlichem Bezug bzw. Inhalt, für ein kleines feines Büchlein aus, das Renate Stockreiter mit Fotos

von Grabsteinsymbolen gestaltet hat: „Nun so schlummere jetzt sanft und stille...“. Grabgedichte auf dem jüdischen Friedhof Wien-Währing (1784–1879). Es kann beim Verein „Rettet den Jüdischen Friedhof Währing“ bezogen werden. Da auf den Grabsteinen selbst und, wo nicht mehr lesbar, auf deren Abschriften vom Anfang des 20. Jahrhunderts noch hunderte dieser Kleinode stehen, könnten weitere Veröffentlichungen folgen.

Constance Rosenberg, geb. Sachs  
(1826–1858; Gruppe 5/10/23)

*Nun so schlummere jetzt sanft und stille  
in der Erde Schoß, in kühler Gruft,  
bis aus Grabesnacht ein höherer Wille  
dich zum Aufersteh'n, zum Wiedersehen ruft.*

**Raiffeisen Bank International**

**Wir sind Ihr  
verlässlicher  
Partner für eine  
nachhaltige  
Zukunft.**

#responsiblebanking  
[rbinternational.com](http://rbinternational.com)

The advertisement features a background image of three business professionals in a meeting. A woman in a light blue shirt is seated at a table, looking at a laptop. A man in a dark shirt is seated opposite her, and another man in a brown jacket is standing behind her. A green recycling symbol is visible on the laptop screen. Two large yellow arrows point towards the center of the image. A QR code is located in the bottom left corner.

# Jüdische Geschichte ist uns anvertraut

## Festschrift für Martha Keil

Herausgegeben von Sabine Hödl

Mit Beiträgen von Johannes Heil, Markus J. Wenninger, Christoph Cluse, Eveline Brugger, Birgit Wiedl, Peter Rauscher, Elisabeth Loinig, Wolfgang Gasser, Felicitas Heimann-Jelinek, Gerhard Langer, Gerald Lamprecht, Gerhard Milchram, Janina Böck-Koroschitz, Merethe Aargard Jensen, Philipp Mettauer, Christoph Lind, Merle Bieber, Albert Lichtblau, Renate S. Meissner, Benjamin Grilj, Barbara Staudinger, Renate Stockreiter

Studienverlag Innsbruck–Wien 2023  
Halbleinenband, 15,6 x 23,4 cm  
328 Seiten, ISBN 978-3-7065-6332-1  
[www.studienverlag.at](http://www.studienverlag.at)



# Zwischen See



Vorarlberg ist ein weltoffenes, kunstsinniges Land am Bodensee im äußersten Westen Österreichs. Alpenidylle und pulsierendes Kulturzentrum zugleich. Das ausgezeichnete Netz an öffentlichen Verkehrsmitteln, Rad- und Wanderwegen macht umweltschonende Erkundungen in den erstaunlich vielfältigen Landschaftsräumen leicht. Sanft zeigt sich das Land an den Ufern des Bodensees, eindrucksvoll alpin in der Bergwelt von Arlberg, Silvretta und Rätikon. In dieser facettenreichen Konstellation lädt Vorarlberg seine Besucher ein, neue Wege zu gehen und besondere Momente zu erleben. Bei hochkarätigen Kulturveranstaltungen. Bei Begegnungen mit Kunst, Design und der überraschend modernen Baukultur. In Gesprächen mit den aufmerksamen Gastgebern. Beim Genießen der kreativ-regionalen Küche in den vielen ausgezeichneten Restaurants und Wirtshäusern. Und auch bei Ausflügen in die Natur. Charmant: In Vorarlberg führen die Wanderwege nicht einfach nur auf Berge hinauf – einige sind künstlerisch inszeniert und erzählen Wissenswertes über die Geschichte, die Lebenskultur und das Leben mit der Natur, auf deren Pflege und Schutz die Vorarlberger großen Wert legen.

# und Berg: So grün! So Vorarlberg!

**Vorarlberg Tourismus**  
 Poststraße 11, 6850 Dornbirn  
 Tel. + 43 (0)5572 377033-0  
 info@vorarlberg.travel  
 www.vorarlberg.travel  
 Social Media: #visitvorarlberg

*Links: Blick auf die Alpe Oberüberlut  
 und das Große Walsertal © Helmut  
 Düringer/Vorarlberg Tourismus GmbH  
 Rechts: "A Place of Our Own" © Iris Hassid*



## Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Museum den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Dauerausstellung thematisiert Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

## Öffnungszeiten Museum und Café

**Di-So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr**  
 Jüdisches Museum Hohenems  
 Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems  
 Telefon + 43 (0)5576 73989-0  
 office@jm-hohenems.at | www.jm-hohenems.at

## Aktuelle Ausstellung: „A Place of Our Own“

Vier junge Palästinenserinnen in Tel Aviv

Von Iris Hassid, 7. Mai 2023 bis 10. März 2024

Im Mittelpunkt der Ausstellung „A Place of Our Own“ steht das Leben von vier jungen palästinensischen Frauen. Sie sind israelische Staatsbürgerinnen, leben und studieren in Tel Aviv und machen sich von dort auf den Weg in ihr Berufsleben, in Israel und anderswo. Die israelische Fotografin Iris Hassid (\*1965) begann 2014, sie zu fotografieren und mit ihnen über ihre Ambitionen, Freundschaften, Familien und ihr politisch-soziales Engagement zu sprechen.

Diese Ausstellung wurde in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Amsterdam organisiert.

**Begleitprogramm und öffentliche Führungen unter:**  
 www.jm-hohenems.at

**Führungen für Gruppen:** Voranmeldung erforderlich  
 office@jm-hohenems.at | +43 (0)5576 73989-0



# Inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Markus J. Wenninger	Die Kennzeichnung von Juden in mittelalterlichen Bildern	2
Reinhard Engel	Jüdische Textilgeschäfte. Düstere Werkstätten, glänzende Warentempel	14
Gerald Lamprecht	Von Rohprodukten- und Lederhändlern. Die Familie Schwarz in Graz	24
Merle Bieber	„Durch und durch österreichisch.“ Trachtenmode als Element der Akkulturation und Identität	32
Kathrin Pallestrang Magdalena Puchberger Maria Raid	Stoff fürs Volk. Familie Mautner und das Volkskundemuseum Wien	42
Benjamin Grilj	„Leider tanze ich nicht mehr im lila Nachthemd“. Die vielfältige Bedeutung von Kleidung in den Todeslagern Transnistriens	54
Svenja Bethke	Die Fallstudie „Erez Israel“. Kleidung und Mode als Zugang zur jüdischen Migrationsgeschichte	66
Felicitas Heimann-Jelinek	Kippa & Co im Museum	78
Martha Keil	Einen Friedhof zugänglich machen. Die neue Dauerausstellung im Tahara-Haus des Jüdischen Friedhofs Währing	86

*Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, +43 2742 77171, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion, PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: renate-stockreiter.com. Lithografie: pixelstorm, Wien. Druck: Medienfabrik Graz*

*© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.*

 Bundeskanzleramt

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Wirtschaftskammer Österreich und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.